der Weg

EL SENDERO

REVISTA MENSUAL CULTURAL

AÑO III, Nº 3

HOTEL "CORRIENTES"
EX - LÖFFLER
CORRIENTES 642, Piso 11 - T. E. 31 - 1765
Gute Verpflegung. Alle Bequemlichkeiten
Zimmer mit Privatbädern.

Konditorei Großmann
Spezialhaus für Wiener Gebäck
Lieferung ins Haus
•
POZOS 736—738
T. E. 38, Mayo 5351

Schneiderei Regehr
Einzig dastehende Gelegenheit in nur neuen überfälligen Maßanzügen aus allerersten Schneidereien der Stadt, die zur Hälfte des Preises abgegeben werden, auch für ganz starke Figuren.
Ebenso einzelne Hosen, Regenmäntel usw.
Reinigen, Aufbügeln, Aenderungen, Reparaturen.
Kein Kaufzwang — Gute Bedienung
Viamonte 354 - Nach der Straße - Buenos Aires
Gegründet 1905 — T. E. 31 RETIRO 2552

Schwäbischer Gold- u. Silberschmied
Casa Josef Herrmann
Eigene Werkstätte zur Herstellung und Reparatur aller ins Fach schlagenden Arbeiten.
Gediegene deutsche Handwerkskunst.
Kaufe Platin, Gold, Silber und Brillanten auf eigene Verarbeitung
ESMERALDA 836 — T. E. 31 - 6181

Hotel Viena
Bestbekanntes Haus für Familien
WILLY SCHECKENBACH
LAVALLE 368 — T. E. 31 - 2333

Das beste Haus für
Dauerwellen
SALON ALFREDO
LAVALLE 1451 — T. E. 38 - 3936

Büro-Möbel
Große Auswahl
CASA REICHE
EXPOSICION BOSTON
SARMIENTO 337 — BUENOS AIRES
T. E. 31 - 3136

PIANOS
Erstklassige Instrumente mit Garantie.
Piano-Werkstätte. Stimmungen
•
CASA E. SCHÄRER
SOLIS 619 — T. E. 38 - 8578

"INDUSTRIALES UNIDOS"
Argentinische Versicherungsgesellschaft
FEUER - AUTOMOBIL - KRISTALL - INDIVIDUALVERSICHERUNGEN
EINBRUCH - DIEBSTAHL - ARBEITERUNFALL
(Industrie und Landwirtschaft)
Unverbindliche Auskunft!
Diagonal Norte 885
(Entre piso)
T. E. 34 Defensa 5601-2
Buenos Aires

Correo Argentino — Central
TARIFA REDUCIDA
Concesión No. 8688

der Weg

Monatshefte zur Kulturpflege und zum Aufbau

3. JAHRGANG · MÄRZ 1949 · 3. HEFT

IM DÜRER-VERLAG - BUENOS AIRES

Die Hauptsache ist,

daß man ein großes Wollen habe

und Geschick

und Beharrlichkeit

es auszuführen

ECKERMANN, "GESPRÄCHE MIT GOETHE"

der Weg
EL SENDERO
Registro Nacional Prop. Intelec. N. 242.896
Queda hecho el depósito que señala la ley

Originalbeiträge: *Nachdruck bei vorheriger Einholung der Verlagszustimmung und genauer Quellenangabe gestattet. **Nachdruck verboten.

Artículos originales: *La reproducción es permitida previa autorización del Editor y con la indicación de su fuente. **Reproducción prohibida.

INHALT DIESES HEFTES

Del Folklore Argentino: **"El Pericón"** 158
Lieber Leser! ... 159
***Goethe und Beethoven,** Prof. Dr. Hermann Unger ... 160
***Die Tiermalerin Norbertine v. Breßlern-Roth,** Max Hajek, Wien ... 162
***Agnes Miegel,** Zu ihrem siebzigsten Geburtstag ... 169
***Gedanken am Anfang eines neuen Jahres,** Sven Hedin ... 172
Gedenktag, Rudolf G. Binding ... 176
***Die Schlucht,** Heinrich Zillich ... 178
***Keine Legende,** Josef M. Wehner . 185
***Trommelfeuer Italien 1943,** E. K. Lundt 187

****DAFÜR KÄMPFTE DER DEUTSCHE SOLDAT,** WOLFGANG WILLRICH

***Worte deutscher Soldaten** ... 189
***Der Bücherwurm,** Heinz Steguweit . 192
***Zweisamkeit,** Heinrich Zerkaulen .. 195
***Kartei der Verlorenen,** Herbert Freudenthal ... 197

Deutschlandstimmen:
***Die sudetendeutsche Frage,** T. Unkraut ... 200
***Verlorene Ideale** ... 201
***Partisanen,** Heinz Boehmer ... 205
Eine Stimme aus der Schweiz ... 206

FrauenWerken und Wissen:
***Wiederkehr einer Liebe,** Angela von Britzen ... 207
Wenn die Kinder schlafen ein, Käthe Germann ... 209
***Tief atmen tut not** ... 210
***Musikbericht aus Deutschland,** Prof. Dr. Hermann Unger ... 212
***Musik auf dem Lande,** Prof. Dr. Hermann Unger ... 213
***Über das Theater,** Ludwig Ney ... 213
***„Aufbau"** ... 214
***Die Rundschau** ... 215
***„Tod allen Deutschen",** Manfred Lütgenhorst ... 219
***Wir stellen fest!** ... 225
Vertreter und Preise ... 232

DEL FOLKLORE ARGENTINO

"El Pericón"

Entre las danzas nacionales es sin duda el "Pericón" una de las más vistosas y bonitas. Para describirla con más propiedad, vemos lo que el maestro Arturo C. Schianca escribe sobre ella en su libro "Historia de la Música Argentina".

"En los primeros tiempos de su creación, esta danza se denominaba "*baile de cuatro*", lo mismo que el "Cielo", su hermano mayor.

"En su primitiva forma, esta danza constaba de cuatro figuras, denominadas "demanda" o "espejo", "postrera" o "alegre", "cadena" y, por último "cielo", las cuales, al ejecutarlas, eran acompañadas con su música y canto.

"La duración de éste, era la de las cuatro coplas que formaban su letra; éstas eran cantadas por uno o más guitarreros, correspondiendo una de ellas a cada figura".

"Al correr de los años, le fueron agregando mayor número de parejas, lo cual trajo la necesidad de que hubiera uno que dirigiera las figuras, tarea de la que se hacía cargo el más experto y hábil de los bailarines; a éste se le llamaba "pericón" de donde le vino y quedó el nombre a la danza.

"El agregado de parejas, determinó luego el aumento de las figuras; por lo que, haciéndose excesiva la medida de la música, fué suprimida la letra; en cambio adaptaron, las relaciones que se dicen hombre y mujer, durante la ejecución de la figura llamada "*rueda grande*", figura que se suspende a intervalos cuando sale al centro la pareja, que a su turno, le corresponde decir la relación.

"Este gracioso agregado despertó tanto entusiasmo entre los criollos, que, no pudiéndose bailar "el Pericón" en algunas circunstancias, ya fuere porque no lo sabián o porque no había un número de parejas suficiente, satisfacían sus deseos, agregando las relaciones a "el Gato" —así fué como se creó "el Gato con relaciones"— gustando tanto y más aún, por su mayor facilidad de ejecutarlo, que conquistó el favor de todos los argentinos y se difundió por todo el país.

"Volviendo al "Pericón", el encargado de dirigir el baile en sus figuras a la voz de mando, concretada con el característico "*¡aura!*", recibió de los criollos el nombre de "bastonero" cuando dejó de ser baile de cuatro, y de él depende el éxito de una perfecta ejecución de todas las figuras."

"Luego, después, cuando se le agregó la patriótica figura de "*formar pabellón con los colores de la patria*", quedó de hecho, ocupando el primer puesto como baile nacional entre todas las danzas argentinas".

Lieber Leser!

Daß dieses Heft leider wiederum verspätet erscheint, ist dem Grafikerstreik in Buenos-Aires zuzuschreiben. Wir danken dem erhöhten Einsatz treuer Freunde, daß es dennoch mit so geringem Zeitverlust erschien.

Daß dadurch die Beiträge einiger Gedenktage nicht mehr rechtzeitig zum betreffenden Datum selbst erscheinen, mindert ihre Bedeutung keineswegs, da die Gegebenheiten selbst zu allen Zeiten verehrenswürdig sind, die Wiederkehr der Daten nur Anlaß zur äußeren Ehrung ist.

Zu dem Beitrag im Februarheft „Annas Befreiung" erhielten wir viele danksagende, aber auch mißbilligende Zuschriften. Die ersteren stammten ausnahmslos von Ostvertriebenen, die zweiten von Menschen, die deren Leid nur vom Hörensagen kennen. Uns waren selbst alle Gründe des Für und Wider einer solchen Veröffentlichung bekannt, den Ausschlag gab jedoch die Tatsache, daß mancher durch die Häufung der Pressestimmen über „Frauen in Ostdeutschland vergewaltigt", „Neger in amerikanischer Uniform überfielen deutsche Mädchen" usw. usw. diesen Geschehnissen bereits mit Stumpfheit begegnen und daß manchmal ein grauenhaftes Erschrecken nötig ist, um die furchtbare Tragik des Schicksals deutscher Menschen in Europa im ganzen Umfange zu begreifen. Wir meinen, daß unsere Leser aufbauend genug denken, daß Ihnen aus dem Schmerz über diese Geschehnisse die Erkenntnisse und geistigen Folgerungen erwachsen, die zu ihrer Beurteilung notwendig und für eine sinnvolle Zukunft Voraussetzung sind.

Aus Anlaß des Heldengedenktages im März haben wir dieses Heft wesentlich erweitert. Es stellt sich daher im Einzelverkauf auf m$n 3.—, im Dauerbezug bleibt der Preis unverändert.

Sodann haben wir ein Versprechen zu erfüllen: Was werden die im vorigen Heft angekündigten Ergänzungshefte April, Mai und Juni bringen?

Auch heute wollen wir unsere Truhe nicht ganz öffnen; wir können Dir, lieber Leser, jedoch versichern, daß Du eine tiefe und reiche Freude an diesen Heften erleben wirst, vereinen sie doch bedeutendste Namen aus der Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Kriegsgeschichte. Um einige von den vielen Mitarbeitern ersten internationalen Ranges zu nennen, erwähnen wir Anton Zischka, Dr. Colin Roß, Dr. Walther Pahl, Prof. Ferdinand Fried, Zimmermann, Prof. Wilhelm Westphal, Prof. Josef Matl, Sturmbannführer Otto Skorzeny. Du wirst im nächsten Heft mehr erfahren.

Auch auf den bisherigen Gebieten hat sich die Zahl der Mitarbeiter bedeutend erhöht und reich verstärkt, sodaß ebenfalls die Stammhefte eine Bereicherung erfahren. Es stießen eine Anzahl der bedeutendsten und angesehensten Goetheforscher hinzu, Professoren deutscher und österreichischer Universitäten, Rechtsgelehrte, Dichter und Schriftsteller, die in jenen Heften alle selbst zu unseren Lesern sprechen werden.

Lieber Leser, Du erkennst auch hieraus, daß wir unser Versprechen der ständigen Erweiterung und Vertiefung unserer Zeitschrift wahr machen. Wir bauen bei allem auf Deine Treue und Freundschaft. Noch freudiger wird Deine Anteilnahme sein, wenn Du erfährst, daß alles dies Auftakt zu einer noch größeren Entwicklung ist, über die wir im nächsten Heft an gleicher Stelle berichten werden.

Wir grüßen Dich in herzlicher Verbundenheit

die Schriftleitung.

Goethe und Beethoven

VON PROF. DR. HERMANN UNGER, KOELN

Wie die Natur oder das Schicksal immer darauf bedacht zu sein scheint, die eine Generation schöpferischer Menschen durch eine neue, ihre Entwicklung fortsetzende zu ergänzen, ganz ebenso beobachten wir im Gesamtverlaufe unserer Kulturgeschichte ein gleichzeitiges Zusammensein hervorragender Träger dieser Kultur in einunddderselben Epoche. So lebten Bach und Händel in einer Zeit, als der große Denker Leibniz wirkte, und Richard Wagner schuf seine Werke unter dem lebendigen Eindruck der Persönlichkeit Schopenhauers. Eine andere Frage dagegen ist es, ob nun auch diese genialen Kulturförderer persönlich miteinander in Austausch und Zusammenarbeit getreten seien. Und da ergibt sich dem historischen Beobachter leider eine Kette „Verpaßter Gelegenheiten". Bach versuchte mehrmals, seinen Berufs- und Geniegenossen Händel zu sehen und zu sprechen, aber es gelang ihm nicht, ebensowenig als Lessings Wunsch, an den Hof Friedrichs des Großen zu kommen, erfüllt wurde. (Stattdessen wurde der herzlose Spötter Voltaire berufen.) Und so herrlich sich die tätige Freundschaft Goethes mit Schiller ausgewirkt haben mag, so bleibt uns doch das Bedauern darüber, daß der einzig ebenbürtige Musiker der Goetheschen Zeit, Ludwig van Beethoven (nach Mozarts frühem Tode) nicht über einzelne wenige Begegnungen mit dem, von ihm angebeteten Dichterfürsten hinausgekommen ist. Noch als Knabe hatte Beethoven in Bonn im Hause seiner mütterlichen Freundin, der Frau von Breuning, Dichtungen des Weimarer Titanen kennen und lieben gelernt. Er komponierte damals dessen Studentenlied „Mit Mädeln sich vertragen" aus dem Singspiel „Claudine von Villabella". An seine Wiener Freundin Therese von Malfatti schrieb der Tonkünstler 1807: „Haben Sie Goethes „Wilhelm Meister" gelesen? Und 1809 bittet er seinen Leipziger Verleger Breitkopf und Härtel:" Vielleicht können Sie mir eine Ausgabe von Goethes und Schillers vollständigen Werken zukommen lassen. Die zwei Dichter sind meine Lieblingsdichter." Seinen Wiener Gönner Baron Zmeskall bittet Beethoven, sich mit der Rückgabe der, von ihm geliehenen Goetheschen „Iphigenie" noch etwas zu gedulden. In des Musikers Bibliothek fand sich Goethes „Westöstlicher Diwan", mit Bemerkungen und Lesezeichen versehen, dazu 14 Bände Goethescher Gedichte, manche davon doppelt, der Faust, Wilhelm Meister. Die einzelnen Gedichte zeigen am Rande Frage- oder Ausrufungszeichen, die Blätter sind eingeknickt. Oder Beethoven unterstreicht ihm bedeutsam erscheinende Sätze daraus, wie z. B. „Doch, wenn wir dich unter uns zählen wollen, so mußt du das Schönste, das Beste wollen." Das erinnert uns an Schuberts ständige Frage, sobald ein neuer Gast in seinen Freundeskreis eingeführt werden sollte: „Kann er was?" Beethovens Chorkomposition „Meeresstille und glückliche Fahrt" ist mit einem Zitat aus der Homerischen Odyssee dem „unsterblichen Goethe, dem Verfasser der Gedichte, hochachtungsvoll" gewidmet. Die Verse lauten:

„Alle sterblichen Menschen der Erde nehmen die Sänger
Billig mit Achtung auf und Ehrfurcht; selber die Muse
Lehrt sie den Gesang und waltet über die Sänger."

Goethes „Nur wer die Sehnsucht kennt" hat Beethoven viermal komponiert, dazu „Mignon, Neue Liebe, neues Leben", dazu das Flohlied aus dem Faust, das Bundeslied, das Mailied, Marmotte, den Harfenspieler, Rastlose Liebe, meine Ruh' ist hin, das Wechsellied zum Tanz, die Nähe des Geliebten und den Gesang der Geister über den Wassern. Der „Erlkönig" ist im Entwurf vorhanden. Und einmal notierte der damals schon taube Meister 1823 ins Konversationsheft: „Ich hoffe endlich zu schreiben, was mir und der Kunst das Höchste ist: Faust."

In eine persönliche Beziehung kamen die beiden Großen aber erst durch Goethes „Egmont". 1811 sollten Schillers „Tell" und

Goethes „Egmont" in Wien aufgeführt werden, und Beethoven erhielt statt des „Tell", den der heute längst vergessene Gyrowetz bekam, den „Egmont", zugeteilt, aus Intrigue, weil man annahm, daß dieses Werk musikalisch weniger ergiebig sein werde. Goethe hatte den Musiker Kayser früher schon mit einer solchen Musik beauftragt, aber dieser war, wie so oft, säumig geblieben. Bei der ersten Wiener Aufführung der Beethoveschen Musik sang Toni Adamberger, die spätere Braut Theodor Körners, das Klärchen, und Beethoven hatte mit ihr, die keine eigentliche Sängerin war, die Partie selbst studiert. Am 12. April 1811 schrieb der Komponist an den Dichter: Ew. Exzellenz! Nur einen Augenblick Zeit gewährt mir die dringende Angelegenheit, indem sich ein Freund von mir so schnell entfernt (ein großer Verehrer von ihnen, wie auch ich), Ihnen für die lange Zeit, daß ich Sie kenne (denn seit meiner Kindheit kenne ich Sie) zu danken. Das ist so wenig für so viele. Bettina Brentano hat mich versichert, daß Sie mich gütig, ja sogar freundschaftlich aufnehmen würden. Wie könnte ich aber an eine solche Aufnahme denken, indem ich nur imstande bin, Ihnen mit der größten Ehrerbietung, mit einem unaussprechlichen tiefen Gefühl für Ihre herrlichen Schöpfungen zu nahen. Sie werden demnächst die Musik zu „Egmont" von Leipzig durch Breitkopf und Härtel erhalten, diesen herrlichen Egmont, den ich, indem ich ihn ebenso warm, als ich ihn gelesen, wieder durch Sie gedacht, gefühlt und in Musik gegeben habe. Ich wünsche sehr, Ihr Urteil darüber zu wissen; auch der Tadel wird für mich und meine Kunst ersprießlich sein und so gern wie das größte Lob aufgenommen werden." — Goethe antwortet aus Karlsbad, wo er Fürst Lichnowsky und Graf Kinsky, die beiden Gönner Beethovens kennen gelernt und von diesen wohl auch einen freundlichen Hinweis auf den Musiker erhalten hatte: „Ihr freundliches Schreiben, mein wertgeschätzter Herr, habe ich durch Herrn von Oliva zu meinem Vergnügen erhalten. Für die darin ausgedrückten Gesinnungen bin ich von Herzen dankbar und kann versichern, daß ich sie aufrichtig erwidere, denn ich habe niemals etwas von Ihren Arbeiten durch geschickte Künstler und Liebhaber vortragen hören, ohne daß ich gewünscht hätte, Sie selbst einmal am Klavier zu bewundern und mich an Ihrem außerordentlichen Talent zu ergötzen. Die mir zugedachte Musik zu Egmont werde ich wohl finden, wenn ich nach Hause komme und ich bin schon im voraus dankbar — denn ich habe derselben bereits von mehreren rühmlich erwähnen gehört und gedenke sie auf unserm Theater zur Begleitung des gedachten Stücks diesen Winter geben zu können, wodurch ich sowohl mir selbst als Ihren zahlreichen Verehrern in unserer Gegend einen großen Genuß zu bereiten hoffe. Am meisten aber wünsche ich Herrn von Oliva recht verstanden zu haben, daß Sie auf einer vorhandenen Reise Weimar wohl besuchen könnten. Möchte es doch zu einer Zeit geschehen, wo sowohl der Hof als das sämtliche musikliebende Publikum versammelt ist. Gewiß würden Sie eine, Ihrer Verdienste und Gesinnungen würdige Aufnahme finden, niemand kann aber dabei mehr interessiert sein als ich, der ich mit dem Wunsche, recht wohl zu leben, mich Ihrem geneigten Andenken empfehle und für so vieles Gute, was mir durch Sie schon geworden, den aufrichtigsten Dank abstatte." Zelter berichtet dem Dichter von einer Aufführung der Ouvertüre zu „Egmont": „Die Ouvertüre aus f Moll kündigt in einer Folge finsterer Akkorde eine Tragödie an und geht in ein republikanisches Wesen über, dem das Kriegerische nicht fehlt, wird wohl — und wehmütig, träumerisch, tumultuarisch und endet siegreich. Ein Verdienst mehr an dieser Musik ist das Zeitgemäße; sie ist grad so lang, als ich sie wünschte, und die erste Szene schließt sich recht gut an das Ende der Ouvertüre an." Beethoven charakterisierte noch auf seinem Sterbebette 1827 Goethes Werk: „In Aristoteles' Poetik habe ich gelesen, was er von der Tragödie spricht. Er sagt: „Die tragischen Helden müssen anfangs in hohem Glück und Glanz leben." So sehen wir es auch im „Egmont". Wenn sie nun recht glücklich sind, so kommt mit einem Male das Schicksal und schlingt einen Knoten über ihrem Haupt, den sie nicht mehr zu lösen vermögen. Mut und Trotz tritt an die Stelle der Reue, und sie sehen verwegen dem Geschick, ja dem Tod ins Aug." — „Ja, Klärchens Schicksal rührt deswegen ebenso wie Gretchens im „Faust", weil sie einst glücklich waren!"

Die erste Zusammenkunft der beiden Großen wird durch Bettina Brentano vorbereitet. Sie schreibt an ihren Freund Goethe: „Wie ich diesen sah, von dem ich Dir jetzt sprechen will, da vergaß ich der ganzen Welt. Ständ ich doch vor Dir! — Könnt' ich's Dir deutlich machen! — Ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausspreche (was jetzt vielleicht keiner versteht und glaubt): Beethoven schreitet weit der Bildung der ganzen Menschheit voran, und ob wir ihn je ein-

holen? Ich zweifle; er möge nur leben, bis das gewaltige und erhabene Rätsel, was in seinem Geiste liegt, zu seiner höchsten Vollendung herangereift ist, je er möge sein höchstes Ziel erreichen: gewiß, denn er läßt den Schlüssel zu einer himmlischen Erkenntnis in unsern Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näherrückt. Vor Dir kann ich's wohl bekennen, daß ich an einen göttlichen Zauber glaube, der das Element der geistigen Natur ist. Diesen Zauber übt Beethoven in seiner Kunst, und so fühlt Beethoven sich auch als Begründer einer neuen sinnlichen Basis im geistigen Leben. Wer könnte uns diesen Geist ersetzen? Das ganze menschliche Treiben geht wie ein Uhrwerk an ihm auf und nieder; der allein erzeugt frei aus sich das Ungenannte, Unerschaffene." — Sie erzählt dann weiter, wie ihr Beethoven Goethes „Kennst du das Land?" und „Trocknet nicht, Tränen der ewigen Liebe" vorsang und ihr sagte: „Goethes Gedichte behaupten nicht allein durch den Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich. Ich werde gestimmt und aufgeregt zum Komponieren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimnis der Harmonien schon in sich trägt." — Goethe antwortete ihr darauf: „Dein Brief, herzlich geliebtes Kind, ist zur glücklichen Stunde an mich gelangt. Es hat mir großes Vergnügen gemacht, dies Bild eines wahrhaft genialen Geistes in mich aufzunehmen. Ich fühle keinen Widerspruch gegen das, was sich von Deiner raschen Explosion erfassen läßt. Der gewöhnliche Menschenverstand würde vielleicht Widersprüche darin finden; was aber ein solcher, vom Dämon Besessener ausspricht, davor muß ein Laie Ehrfurcht haben, denn hier walten die Götter und streuen Samen zu künftiger Einsicht. Sage Beethoven das Herzlichste von mir, und daß ich gern Opfer bringen würde, um seine persönliche Bekanntschaft zu haben, wo denn ein Austausch von Gedanken und Empfindungen gewiß den schönsten Vorteil brächte. Vielleicht vermagst Du so viel über ihn, daß er sich zu einer Reise nach Karlsbad bestimmen läßt, wo ich doch beinah jedes Jahr hinkomme und die beste Muße haben würde, von ihm zu hören und zu lernen. Ihn belehren zu wollen, wäre wohl von Einsichtigeren als ich Frevel, da ihm sein Genie vorleuchtet und ihm oft wie durch einen Blitz Hellung gibt, wo wir im Dunkel sitzen und kaum ahnen, von welcher Seite der Tag anbrechen werde." — Bettina antwortet: „Liebster Freund! Dem Beethoven hab ich Deinen schönen Brief mitgeteilt. Er war voll Freude und rief: „Wenn ihm jemand Verstand über Musik beibringen kann, so bin ich's". Die Idee, Dich in Karlsbad aufzusuchen, ergriff er mit Begeisterung, er schlug sich vor den Kopf und sagte: „Konnte ich das nicht schon früher getan haben? Aber wahrhaftig, ich hab schon daran gedacht, ich hab's aus Timidität vergessen. Die neckt mich manchmal, als ob ich kein rechter Mensch wär', aber vor dem Goethe fürcht' ich mich nun nicht mehr." — Am 19. Juli 1812 kommt es endlich in Teplitz zur Begegnung. Goethe teilt seiner Frau mit: „Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen. Ich begreife recht gut, wie er gegen die Welt wunderlich stehen muß." — Am 21. Juli trug der Dichter in sein Tagebuch ein: „Abends bei Beethoven. Er spielte köstlich." — Trotzdem muß der Dichter auf die Dauer von Beethovens dämonischem Wesen erschreckt worden sein, wie einst von dem revolutionären Schiller und dann von dem ekstatischen Kleist. An Zelter berichtet er im September: „Beethoven habe ich in Töplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, was vielleicht dem musikalischen Teil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel." — Zelter erwidert diensteifrig: „Was Sie von Beethoven sagen, ist ganz natürlich. Auch ich bewundere ihn mit Schrecken. Seine eigenen Werke scheinen ihm heimliches Grauen zu verursachen." Daß derselbe Zelter dem gleichen Goethe ausgerechnet von nebensächlichen Werken Beethovens wie dem Oratorium „Christus am Oelberg" und „Die Schlacht bei Vittoria" mit Begeisterung erzählt und darin Goethes Zustimmung findet, kann uns heute nur noch mit Wehmut erfüllen: für die wahre Größe dieses Meisters ist beiden kein Licht aufgegangen. Und so bot der Dichter seinen „Faust", dessen Vertonung Beethoven höchstes Sehnen war, einem Meyerbeer und dem gräflichen Dilettanten Radziwill an, nachdem Mozart, der in seinem „Don Giovanni" eigentlich den wahren musikalischen Stil dafür vorgeahnt habe, nicht mehr unter den Lebenden weile. Unverbürgt sind dagegen die, von der ziemlich fantastischen Bettina berichteten Geschehnisse in Teplitz geblieben, wonach Goethe und Beet-

hoven auf einem gemeinsamen Spaziergange dem kaiserlichen Hofe begegnet seien, wobei Goethe ehrfürchtig beiseitegetreten, Beethoven dagegen, den Hut auf dem Kopfe behaltend, stolz mitten durch die „Herrschaften" hindurchgeschritten sei und danach seinen Gefährten wegen seiner Servilität „den Kopf gewaschen" haben solle. Versöhnlich klingt uns nur jener Bericht des Dichters von Beyer ins Ohr, dem im Jahre 1820 Goethe nach dem Vortrage eines Beethoven-Goetheschen Liedes sagte: „Recht so, Beethovens werden wir uns stets besonders zu freuen haben." Oder gedenken wir des Berichts des jungen Mendelsohn, dem der Dichter nach dessen Vortrage der 5. Sinfonie Beethovens zurief: „Das ist grandios. Das ist groß, ganz toll. Man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein, und wenn das nun alle die Menschen zusammen spielen!" Umso betrüblicher muß es uns anmuten, wenn der selbe Goethe Beethoven auf seine Bitte, seine „Missa solemnis" dem Weimarer Hofe zur Subscription zu empfehlen, keine Antwort gibt, was allerdings durch seine damalige „Liebeskrankheit" 1823 erklärt sein mag, oder, wenn wir in des Dichters Gesprächen mit Eckermann des Todes Beethovens im März 1827 mit keiner Silbe erwähnt finden.

Es waren eben wohl zwei Gestirne, die beide allzu gewaltig geartet waren, als daß nicht jedes von ihnen seinen eigenen, fernen Gang zu verfolgen hatte. Oder nennen wir es, wie Hans Pfitzner dies in seinem Vortrage über Richard Wagner und Robert Schumann getan hat, die ebenso sich wohl persönlich begegneten, aber äußerlich und innerlich nicht zueinander fanden, weil sie beide von verschiedener Seite her dem gleichen Ziel zustrebten: eine Sternenfreundschaft!

DIE TIERMALERIN
Norbertine von Breßlern-Roth

VON MAX HAJEK, WIEN

Frau Norbertine v. Breßlern-Roth, eine gebürtige Grazerin, ist wohl eine der größten Malerinnen Oesterreichs. Namentlich als Darstellerin des Tieres ist sie von bewunderungswürdiger Kraft. Wenn man ihre Arbeiten betrachtet, ist man immer wieder überrascht von der Lebensfülle und Wahrheit, von der Wirklichkeitstreue, mit der sie die Tierwelt zu veranschaulichen weiß. Man staunt immer wieder über das vollendete technische Können, über die Meisterschaft der Zeichnung und Komposition. Der große englische Maler und Grafiker Frank Brangwyn nannte Norbertine von Breßlern-Roth die größte lebende Tiermalerin, als er ihre Arbeiten sah.

Schon als Schulkind hat Norbertine v. Breßlern-Roth Tiere gezeichnet. In ihrem neunten Lebensjahre begann sie bei Prof. Schrötter in Graz, der Hauptstadt der Steiermark, zu studieren und ging, nachdem sie auch an der Grazer Landeskunstschule Schülerin des gleichen Lehrers gewesen war, im Jahre 1911 nach Wien, um dort an der Akademie bei dem berühmten Radierer, Professor Schmutzer, ihr Studium zu vollenden. Sie verließ die Akademie im Jahre 1916 und ging in ihre Vaterstadt zurück, wo sie von da ab als freischaffende Künstlerin lebt. Sie heiratet im Jahre 1919 Georg v. Beßlern, der in ihrer Kunst ein wertvoller Helfer bei ihrer grafischen Arbeit geworden ist. Echte Künstlerschaft baut sich aus zwei Elementen auf: aus der Beherrschung der künstlerischen Ausdrucksmittel, das heißt aus dem Handwerk, und aus der bildnerischen Fantasie, aus der Fähigkeit, das Handwerk zum Kunstwerk zu erheben, es mit dem Hauch der persönlichen Schöpferkraft zu beseelen. Die Kunst von heute hat vielfach mit der Ueberlieferung gebrochen. Sie leitet das Wort Kunst nicht mehr von „Können" und auch nicht von „Kennen" ab; sie ist intellektuell und glaubt, aus sich selbst eine neue und überzeugende Form des Kunstwerks schaffen zu können. Es hat sich aber gezeigt,

N. v. Breßlern-Roth Schneeleopard im Eisen (Öl)

Tieres, seine Anatomie und charakteristische Bewegung anschaulich macht. Es zuckt und pulst alles von lebendigem Leben! Gäbe es einen verwandelnden Zauberstab und berührten wir mit ihm diese Gestalten: sie würden sogleich als echte und wohl geratene Geschöpfe Gottes vor uns sich recken und strekken. Aber auch, wo sich Norbertine v. Breßlern-Roth als Menschendarstellerin zeigt — sie hat sich viele ihrer Motive aus tropischen Zonen geholt — ist sie eine Meisterin der Zeichnung und des Pinsels. Wir haben hier eine ganz große Könnerin und ein starkes künstlerisches Temperament, das sich sowohl in der großen dramatischen Malerei als auch in der Idylle bewährt. Mit welch rassiger Kraft sind diese Raubtiere dargestellt, wie lebensstark und ursprünglich sind sie gesehen und in ihrem eigentlichsten Wesen erkannt!

Norbertine v. Breßlern-Roth, die übrigens den Professortitel führt, hat viel Anerkennung in ihrer Heimat und im Ausland gefunden. Die österreichischen Galerien und Kupferstichkabinette, die Albertine in Wien, das Victoria und Albertmuseum in London sowie das britische Museum, das Kolonialmuseum in Rom, die National-Galleries in Sydney, Hobart und Dunedin und andere haben Werke und grafische Serien von ihrer Hand erworben und viele Hunderte von Oelbildern, Aquarellen und Grafiken sind in privatem Besitz.

Silberne und goldene Medaillen wurden ihr verliehen, sie erhielt vier mal den österreichischen Staatspreis sowie den Ehrenpreis der Stadt Wien. Doch ihr Werk ist noch lange nicht abgeschlossen, in unermüdlicher Schaffenskraft des echten Künstlers gehen stets neue, fesselnde Werke aus ihrer Hand hervor.

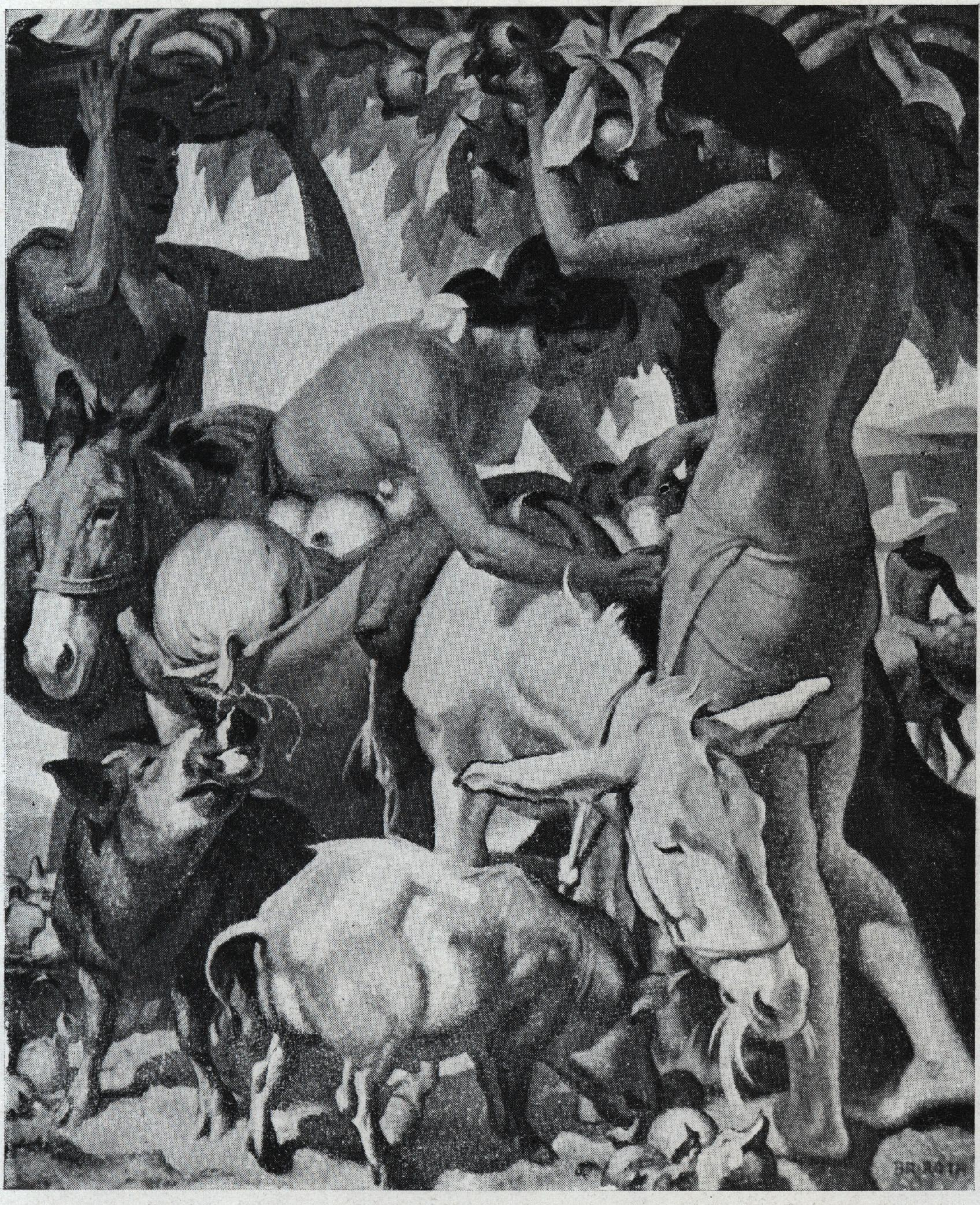
daß diese Kunst ohnmächtig ist und nicht überzeugen kann. Die verschiedenen Kunstrichtungen der letzten Jahrzehnte sind heute schon abgetan, und man ist auf dem Wege, an die alte, zeitlose Kunst wieder folgerichtig anzuknüpfen.

Norbertine v. Breßlern-Roth ist den Weg einer gesunden Begabung gegangen. Sie hat sich jede Technik zu Eigen gemacht, die ihr dazu helfen konnte, malerisch und grafisch auszusprechen, was sie aussprechen wollte und so begegnen wir großen, dekorativen Oelbildern, Aquarellen, Zeichnungen, Miniaturen, schwarzen und farbigen Linolschnitten von ihrer Hand und entzücken uns immer wieder an der Klarheit ihrer Ausdrucksform, an der geistreich ornamentalen Lösung der Komposition und vor allem an der Gabe der Einfühlung, mit der sie die Besonderheit eines

Das Gesetz der Natur will, daß der Bedeutendere über den Geringeren herrscht. PLATON, GORGIAS

Norbertine v. Breßlern-Roth Elefanten (Öl)

Norbertine v. Breßlern-Roth — Mensch und Natur (Öl)



Norbertine v. Breßlern-Roth Ernte (öl)

Norbertine v. Breßlern-Roth | Hirsch und Hunde (Öl)

Agnes Miegel

ZU IHREM SIEBZIGSTEN GEBURTSTAG AM 9. MÄRZ 1949

Einen Dichter in allen Verzweigungen zu ertasten, wäre ein vergebliches Beginnen. Jeder Vers, jede ins gültige Wort gefaßte Aeußerung zeigten neue Ausästungen. Verwirrend reich wie das Leben läßt die Vielfältigkeit des Genies Versuche, es restlos zu erspüren, in Verwirrung enden. Aber man vermag nach dem Stamm zu greifen, der die üppige Krone trägt. Das wesentliche kann man erfühlen und es sich durch Hingabe zum Besitz machen. Freilich, man bleibt dabei abhängig vom Ausmaß der eigenen Empfindungsfähigkeit und von der Stunde, in der man sich befindet, denn auch wir leben und wandeln uns.

Am 9. März 1949 wird Agnes Miegel siebzig Jahre alt. Es wäre angebracht, in Ehrfurcht ihr Werk zu würdigen, Gedicht um Gedicht, die Prosa nicht minder, wobei sich zeigen würde, daß Ton und Gesetz der Ballade, deren größte Meisterin sie unter den Deutschen neben der Droste ist, fast überall durchdringen, auch in den Erzählungen. Selbst in ihrer Lyrik ertönt oft der bronzen nachhallende Balladenklang. Die Eigenart der dichterischen Zeichnung, die zupackende knappe Schilderung, die das Gegenständliche deutlich und zugleich so durchleuchtet hinstellt, daß es zum bezwingenden Ausdruck des seelischen Vorgangs oder des in der Fabel waltenden Schicksals wird — all das ist balladisch. Da gewittert unerklärbar, unentrinnbar die Vorsehung, und wie sie sich in scheinbar belanglosen Einzelheiten ununterbrochen bekundet, hat jene der Ballade zugehörige Gewalt, die uns mitreißt und nötigt, schwebend zwischen Helle und Finsternis das Unabwendbare mit einer Art Begeisterung zu bejahen.

Noch bedeutsamer aber dünkt uns, daß die Dichterin, bei deren Erwähnung sogleich Ostpreußen vor das Auge tritt, in den von ihr behandelten Stoffen durchaus nicht an die Heimat allein gebunden bleibt. Darum ist es unzulässig, sie nur auf die Scholle der Herkunft zu beziehen. Das gilt auch jenseits des Stofflichen. Die Sicherheit der Gestaltung, die Weite der Schau, die wie aus nornenhaftem Geheimnis quellende Ahnungsmacht dulden keine bloß örtliche Festlegung, so als verlören sie in anderen Strichen ihr Gewicht. Sie haben so hohen Rang, daß sie raum- und zeitlos bestehen können. Sie stammen aus Gottes besonderer Gnade. Sie sind die Wappenzeichen des Genies und haben nichts gemein mit der sogenannten Heimatdichtung, die man — übrigens oft unbegründet — für beschränkt hält und nur für den Hausgebrauch der engeren Landsleute geeignet. Agnes Miegel ist eine große Dichterin. Der volle Umfang des Daseins, seine Hölle und sein Ueberirdisches sind ihr vertraut, und ihr Werk funkelt und dunkelt davon in jeder Zeile.

Wenn dies also die Bedeutung umreißt, die ihr zukommt, sei sogleich gesagt, daß ihre Heimat solchen Gaben eine sehr günstige Nährstatt bot. Nicht das einzige, wohl aber das vielleicht wichtigste Merkmal ihres Wesens ist dessen ostpreußische Prägung, ist eben doch das Ostdeutsche in ihr, das vom Frischen Haff bis in die Südkarpaten viele Spielarten zeigt, die alle durch die Besonderheit des Grenzschicksals bestimmt sind. Fortwährend fließt in jenem breiten Streifen Helle und Zucht europäischer Ordnung, deren Träger dort seit Anbeginn die Deutschen waren, zusammen mit der eindringenden Steppenseele, mit deren wilder Unheimlichkeit. Der Grund, auf dem sich dieses, in den Gebirgen milder, in der nordöstlichen Ebene härter vollzieht, kann nicht ganz fest sein. Der treu gepflegte Acker kann morgen schon verkrauten. Aus der Tiefe rufen Dämonen, bereit, auszubrechen; in den Wäldern nisten noch Heidengötter. Dort, wo solche Mächte aufbegehren, ist wirkliche Grenze. Im Kerngebiet des Erdteils trennen Grenzen nur Staaten, dort spalten sich Welten voneinander. Dort endet das Abendland, dort wird es gefährdet und hat unsächlichen Wert, ist das Leben schlechthin angesichts des Urfremden, das bis in die Wurzel erkannt wird; man wird ihm gerecht

aus schärfster Abscheidung, obgleich oder weil ein Teil von ihm ins eigene Blut einsickerte, woher es mitunter lockt und verführt.

Dort an der Grenze ist es so und nicht anders, und alle Leidenschaften färben sich davon dunkler, Freuden inniger, Gedanken bilden sich erdhafter. Dort ist es so. Nein! Es *war* so! Vor unseren entsetzten Augen wich die Grenze blutig nach Westen zurück. Sie formt sich mitten im Kernland neu. Schon merken das die vordem ahnungslos behütet gewesenen Anrainer. Es wird bald auch da der Acker schwanken und im Dickicht der Götze knistern, dem es gleichgültig ist, ob seine Opferknechte struppige Gäule oder ölige Panzer lenken.

Wo Agnes Miegel in ihren Dichtungen die Urlandschaft der Grenze darstellt, erbeben wir. Mag ihr Werk in allen Teilen durch Menschlichkeit und Meisterschaft Gültigkeit beanspruchen, uns Sehendgewordene einer unheimlichen Gegenwart erschüttert darin am meisten der Wild- und Brandgeruch des Oestlichen. Andere Dichter schilderten ihn auch, keiner drang kühner ins Entscheidende vor. Diese Frau, wie niemand sonst, verfügt über das inwendige Wissen, über das männliche Herz und die Sehergabe: Abgründiges mit schärfster Unmittelbarkeit zu bannen. Den Stoff lieh ihr die Vergangenheit der Heimat, gewiß, doch das allein erklärt nicht, daß sie in einer Zeit bürgerlicher Sicherheit, lange ehe sich alte Greuel millionenfach gesteigert wiederholten, zum Beispiel die Heimkehr eines von Tataren geraubten Mädchens mit einer Wahrheit zu malen vermochte, die uns sprachlos macht. Wie das Mädchen seine in der Sklaverei empfangenen Kinder vom Wagen abladet und zu den Eltern, deren Wiedersehensglück in Erstarrung umschlägt, hintritt, ein hart gewordenes Weibtier, das sich unbedenklich den Gewalttätigen hingab, um sie zu besänftigen, und auch jetzt noch demütig lächelnd dem polnischen Offizier, der sie heimgefahren hat, ohne Vater und Mutter zu achten in den Garten folgt, damit sie ihm mit ihrem Körper das Lösegeld zahle — es ist die ungeheuerlichste Erzählung von der Menschenseele, deren Freiheit und Reinheit unter dem Wolfsgesetz verdirbt.

Wer dies so zu schildern wußte, erlebte im Vorhinein, was nachher geschah, heute täglich geschieht, wovon wir nichts ahnten und die westliche Welt auch jetzt noch nichts begreift. Die Dichterin war sich bestimmt nicht bewußt, daß sie das Kommende voraussagte. Sie dichtete. Aber große Dichter sind den Sehern gleich.

Mütterliche Wärme umgibt diese Frau, Innigkeit und jene Milde, die unsere Ahnen von herrscherlichen Menschen, also auch vom Dichter forderten; was sie noch von ihnen verlangten, Strenge und Gerechtigkeit, bei Agnes Miegel fehlen sie nicht wie bei keiner guten Mutter und keinem echten Dichter. Große Mütter indessen, Urmütter und Schutzheilige des Volkes und der Landschaften, steigen herauf aus dem Grund der Schöpfung vom geheimnisvollen Dreifuß her, zu dem nur Faust tolldreist hinabtauchte. Wie Priesterinnen der Vorzeit haben sie Anteil an den Elementen. Von dorther dringt die überwältigende Macht der Dichterin empor. Tausend Lieder wiegt das ihre auf, das die Unbedingtheit des liebenden Mädchens ehrlich zu zeigen wagt; es betet zu Gott, daß der Geliebte es auf den Mund küsse, und um den Preis der Seligkeit betet es, er möge sterben, wenn er eine andere begehrt.

Auch diesen unbekümmerten Mut zur Hingabe und Besitznahme, den Mut zu sich selbst kennen wir von der Grenze her. Die dort gesäugt wurden, hängen an ihm als an einem unverwaschenen Gefühl, an das man sich halten kann in den grausamen Zeiten moralischer Heuchelei, die sich selbst belügen und Worte und Taten nicht zu vereinbaren wissen. An keiner Stelle ihres Werkes verspielt sich

Agnes Miegel mit jener Seelenzergliederung, die man seit der Jahrhundertwende instinktlos oft für Dichtung nahm. Sie bleibt bei der Sache. Sie hat eben wirkliche Themen, wie sie auch anderen Dichtern der Grenze eher zuwuchsen als denen, die in farbloseren Gegenden den Anruf bedeutender Angelegenheiten nicht hörten und nur das eigene bescheidene Fühlen spiegeln. Was die Miegel hinstellt, Ding, Handlung, Gestalt, ist von Innen her notwendig, aber aus Erde genährt, hat Beziehung zum Ganzen, zum Volk, zur Geschichte, zum großen Geschehen der Umwelt. Nichts Ersonnenes, nichts Erklügeltes, nur atmendes Leben, so daß man das Blut aus den Adern der Handlung und ihrer Figuren riecht, untergründig, oft wunderbar, doch auch im Zauber des Märchenhaften wirklich und wirkend ist ihre Dichtung.

An Umfang ist das Werk klein. Wählt man daraus die meisterlichen Stücke, wird es noch schmaler. Das dann Geerntete bleibt unsterblich. Unsterblich auch deshalb, weil es die Grenze eingesogen hat. Sollte sich das Nichtfaßbare ergeben, daß jenseits der Weichsel nie wieder ein Deutscher den Pflug führt, wird dennoch in einer Handvoll Miegelscher Balladen, Erzählungen und Gedichte Ostpreußen unzerstört leben. Erst wenn man ihre Verse allesamt verbrennt, wenn jeder tot ist, der sie gelesen, stirbt jenes Ostpreußen, dessen Dome, Burgen und Städte Wahrzeichen einer ihnen gemäßen menschlichen Umgebung voll abendländischer Würde gewesen waren.

Von welchem anderen Dichter könnte man solches sagen? Nur von denen die nicht aus zweiter Hand schufen und die das Elementare zum Dichten zwang, und von denen, die wissen, was Heimat ist. Jubelnder, verzehrter sang keiner deren Lob, keiner so überströmend. Keiner liebte die Heimat leidenschaftlicher. Niemand empfand und bejahte in Sorge, Angst und Tapferkeit so schicksalsdemütig die strahlende und schreckliche Herrschaft der Geschichte über die Heimat als unausweichlich, als schöpferisch oder als vernichtende Unbegreiflichkeit, gegen die zu kämpfen ist. Nur sie konnte sich die folgenden Verse aus dem Herzen schneiden:

„Was ist für Götter und Menschen Glück?
Das Glück dem keines gleicht?"

„O das ist: den eignen Boden sehn
soweit das Auge reicht!

Und Gruß und Rede hören
wie altvertrautes Wiegenlied,

Und Wege gehn wo jeder uns
wie Kind und Bruder ähnlich sieht!"

„Und was ist allerschwerste Last?
was ist ewige Pein?

Was ist den Kindern der Ebne verhaßt
und wird es immer sein?"

„Von der Heimat gehn ist die schwerste Last,
die Götter und Menschen beugt,

Und unstät zu schweifen ist allen verhaßt,
die die grüne Ebne gezeugt!"

Das bekennen der Schutzmutter Ostpreußens — denn das ist Agnes Miegel — die Geister der Vertriebenen lang bevor die Trecks nach Westen flohen. Sie schrieb es vor zwanzig Jahren. Sie hat auch diese Not vorausgesehen. Welch eine tiefe Sehnsucht nach mütterlichem Frieden liegt in den Versen! Aber sie wurde nicht erfüllt. Mit den Verjagten zog Agnes Miegel mit und trug in ihrer unersättlichen Liebe wie in der Monstranz Ostpreußens Seele nach Deutschland hinein. Gebe ihr Gott zum siebzigsten Geburtstagsfest die Kraft, daß sie nach solchen Erschütterungen dichte, was sie allein dichten kann und worauf wir warten.

Noch eins muß berührt werden: vom Peinlichsten unserer Gegenwart, von der Ketzerriecherei wurde sie, die heute irgendwo in Niedersachsen lebt, auch angefallen. Man zog ein undankbares Schweigen um sie. Die Nachwelt wird darüber richten, von Geschlecht zu Geschlecht gnadenloser.

Welcher Wahn treibt Menschen, deren gnädiges Los es ist, mit dem Tode vergessen zu werden, daß sie das Genie hindern! Wissen Sie nicht, daß sie sich damit dem Gedächtnis der Nachkommen aufdrängen, lächerlich angestrahlt vom Ruhme, den sie verdunkeln wollten? H. Z.

Denn die Dichter sind zuerst da für die, die suchen,
denen, die meinen gefunden zu haben, sind sie viel weniger nötig.

HANS GRIMM, 1935

SVEN HEDIN:

Gedanken

am Anfang des neuen Jahres

In der wissenschaftlichen Forschung macht die Welt von Jahr zu Jahr unerhörte Fortschritte und durch die Macht des menschlichen Genius über die Naturkräfte, eröffnen sich dauernd immer größere und sich steigernde Perspektiven. Wenn die naturwissenschaftliche Kurve immer höher, in bis heute unerreichte Regionen steigt, so sinkt in gleichem Takt und Tempo die Kurve, welche Humanität und Zivilisation bezeichnet, in immer tiefere Abgründe und in eine Herzlosigkeit und Grausamkeit, welche alles das weit übertrifft, was in den dunkelsten Perioden der Vergangenheit geschehen ist. Wir brauchen nicht an die blutigen und rücksichtslosen Taten im Felde während des zweiten Weltkrieges zu erinnern. Es ist genug beleuchtend, an die Behandlung zu denken, welche die Besiegten täglich vor unseren Augen durchzustehen haben. Der Unterschied zwischen dem heutigen Begriff Humanität und demjenigen der Zeit, da Polen geteilt wurde, ist unerhört. Das besiegte Land wurde zerstückelt und seine Gebiete verteilte man auf die drei Großmächte. Damit wechselten die Polen bloß die Staatsautorität, aber nicht ein Haar auf ihrem Kopfe wurde gekrümmt und sie verloren auch nicht Eigentum und Besitz. Und doch wurde Polens Teilung in der Weltgeschichte als ein Verbrechen gegen des Volkes heiliges Recht auf eine unumschränkte staatliche Existenz gebrandmarkt und das polnische Volk war in keiner Weise einverstanden mit der Behandlung, die ihm widerfuhr. Viele Polen fungierten dann als revolutionäre Bazillen, deren Ziel wurde, das Leben und Dasein der europäischen Völker zu vergiften.

Welches Urteil soll eine zukünftige Geschichtsforschung über die Behandlung fällen, die nun dem besiegten Deutschland widerfährt? Mehr als 3 ½ Jahre sind verflossen, seit der eigentliche Krieg aufgehört hat und doch ist noch kein Friede mit Deutschland geschlossen worden. Der Berliner Kongreß von 1878, welcher einen entscheidenden Beschluß in einem Durcheinander von verwickelten Problemen zu fassen hatte, die alle damaligen Großmächte berührten und der alle größten europäischen Staatsmänner versammelte, dauerte bloß einen Monat oder besser vom 13. Juni bis zum 13. Juli und doch wurden in diesen 30 Tagen alle schwebenden Fragen geregelt. Von den heutigen deutschen Friedensfragen hat in den 3 ½ Jahren keine ihre Lösung gefunden!

Anstatt den schon durch die Niederlage hart genug getroffenen Deutschen zu helfen, durch eigene Arbeit wieder auf die Füße zu kommen und das total gestörte Gleichgewicht in Europa wieder herzustellen, tut man sein Bestes, um das Leben für die Besiegten so unerträglich wie möglich zu gestalten. Wem hilft es, das man die deutsche Industrie mit so vielen und so schweren Prohibitionen und Restriktionen belegt und der Möglichkeit zu frucht- und segenbringender Wirksamkeit und Entwicklung beraubt hat? Warum wird den Deutschen verboten, Verbindung und Verkehr zur See für Menschen und Güter wieder aufzunehmen? Warum bekommen die Deutschen nicht uneingeschränktes Recht zum Fischen und warum werden sie von den nun so wichtigen Walfängen ausgeschlossen? Warum belegt man ein relativ bescheidenes Einkommen mit 90 % Steuern, wodurch jede Möglichkeit zu einer gewinnbringenden Tätigkeit ausgeschlossen wird? Warum werden die Grenzen geschlos-

sen gehalten, so daß kein Deutscher sich in's Ausland begeben kann und Deutschland deswegen zu einem hermetisch abgeschlossenen Konzentrationslager degradiert wird? Warum genießen die deutschen Patente keinerlei Schutz, was zur Folge hat, daß kein deutscher Erfinder mit seinen Entdeckungen zum technischen oder medizinischen Nutzen hervortritt? Warum darf kein Deutscher sein Geld im Auslande verdienen und warum verweigert man den Deutschen das allen demokratischen Völkern zuerkannte Recht, nach einem beendeten Kriege seine eigenen inneren Geschäfte zu ordnen?

Wenn man ein wenig tiefer in die letzten Jahrhunderte der deutschen Politik einzudringen versucht, so findet man leicht, daß Hitler und der Nationalsozialismus nicht von eigener Dynamik hervorgerufen wurden, sondern eine Reaktion auf den Frieden von Versailles und die Sicherheitspolitik waren, wo man nicht verstehen wollte, daß Deutschland und ein Vertrag von Versailles nicht zusammen existieren konnten und ersteres sich deswegen dagegen zur Wehr setzen mußte. In Wirklichkeit waren Clemenceau und Poincarè die geistigen Väter Hitlers. Soll die gleiche Tragödie, welche Millionen von Menschenleben gekostet hat, auf's Neue beginnen und soll wiederum die Forderung auf Sicherheit den Gegensatz hervorzwingen und in einer neuen Katastrophe enden?! Das deutsche Volk hat keine anderen Wünsche, als in Ruhe und Frieden zu leben und durch eigene fleißige Arbeit alles für's Leben notwendige zu erwerben und in den kommenden Jahrhunderten das Ruinenfeld seiner Heimat wieder in bewohnbares Land zu verwandeln.

Da man nun beim Jahreswechsel Tag ein und Tag aus in den Zeitungen und ausländischen Telegrammen die Berichte über jenen Strom von Konferenzen, Ueberlegungen und Verhandlungen liest, ersteht als Hintergrund zu all diesen resultatslosen und hohlen Zusammenkünften, die immer stärker dominierende Frage: welches Schicksal erwartet Deutschland und wie lange wird es dauern, bevor die machthabenden Staatsmänner einsehen lernen, daß kein wirklicher Friede und kein normales, geordnetes Leben in Europa erstehen kann, so lange Deutschland wie eine Kolonie und sein Volk wie Kulis behandelt werden?

Bei einem Rückblick über die letzten 34 Jahre kann man nicht vermeiden zu bemerken, daß von deutscher Seite vor und während der beiden Kriege bedenkliche Fehler begangen worden sind, und daß **nach** den beiden Kriegen Deutschlands Feinde sich schicksalschwerer Mißgriffe schuldig gemacht haben. Die deutschen Fehler die man jahrelang behandelt und besprochen hat, verlieren heute jegliches praktisches Interesse, weil ihre Konsequenzen durch den Ausgang der beiden Weltkriege unwirksam geworden sind.

Anders verhält es sich mit den Fehlgriffen der Entente und der Alliierten. Der Vertrag, der in Versailles dem deutschen Volke von der Entente aufgezwungen wurde, war weder "statesmanship" noch "business" oder "common sense", sondern ein politisches Monstrum, über welches der italienische Historiker Ferrero sagte: „Deutschland und der Vertrag von Versailles können nicht zusammen existieren". Diese erzwungene Mesaillance mußte zu furchtbaren Explosionen führen und schließlich im Nationalsozialismus und dem zweiten Weltkriege enden.

Nach dem ersten Weltkrieg gab es Angelsachsen, welche das Unheilbringende des Friedens von Versailles einsahen, aber sich damit trösteten, daß, wenn Deutschland gesiegt hätte, es seinen Feinden einen gleich unglückbringenden oder vielleicht noch härteren Frieden aufgezwungen hätte. Dabei vergaß man und vergißt noch heute, daß Deutschland während des ersten Weltkrieges sich als Sieger zweimal in der Lage befand, mit den Besiegten ei-

nen Vertrag zu schließen, nämlich mit Rußland in Brest-Litowsk und mit Rumänien in Bukarest. In diesen beiden Verträgen mußte sich der Besiegte wohl in Landabtretungen und andere Verpflichtungen fügen, aber jede Form von Erniedrigung blieb aus und keine unerträglichen Bürden wurden auf seine Schultern gelegt.

Und doch war der Vertrag von Versailles ein unschuldiges und harmloses Kinderspiel im Vergleich zu den Beschlüssen, welche in Teheran, Jalta und Potsdam gefaßt wurden! Das Zerstückeln des Territoriums des deutschen Reiches und die Verwandlung des deutschen Volkes durch scharfe Verbote und Restriktionen zu Sklaven enthalten einen Versuch, 70 Millionen Menschen zu erdrosseln, "constituting" — um Churchills eigene Worte anzuwenden — "the most industrious, tractable, fierce and martial race in the world".

Europas kompliziertes Staatssystem hat sich in Jahrtausenden herauskristallisiert, und dieses mit so viel Mühe und so großen Verlusten an Menschenleben aufgebaute System ist vor unseren Augen mit einem Dilettantismus und einer Brutalität zerschlagen worden, welche nur eine Geschichtsforschung späterer Zeit charakterisieren, beurteilen, verurteilen und beim rechten Namen nennen können wird. In dem Ruinenfeld, welches die ganze Mitte Europas ausfüllt, hat eine asiatische Macht bis an die Elbe ihre Klauen in Europa geschlagen.

Die Zukunft ist in undurchdringliche Nebel gehüllt. Aber so viel ist sicher, daß sich das deutsche Volk nie in den nun herrschenden erniedrigenden Zustand finden wird. Die Reaktion auf den Vertrag von Versailles war furchtbar, aber die Reaktion, die eines Tages auf den zweiten Weltkrieg folgen wird, wird noch schrecklicher werden, als die Reaktion auf den ersten, genau wie Teheran, Jalta und Potsdam schrecklicher, als der Vertrag von Versailles waren. Die Entwicklung braucht nicht in Form eines Krieges zu kommen. Der Nihilismus und der Terror sind vielleicht für die Menschheit noch viel gefährlichere Mächte, da viele Millionen sich zu ihnen bekennen und ihre Zerstörungsprinzipien realisieren. Ueber die Fortsetzung kann man in der Apokalypse lesen! Soll ein weiteres Siegel im menschlichen Schicksalsbuch zu Bruch gehen? Wir haben Reiter auf roten, schwarzen und weißen Pferden gesehen, welche Krieg, Plage und Tod in ihren Spuren hatten. Bricht nun bald der Tag des großen Zornes an? Sollen wir mit dem lebenden Siegel Gottes auf unserer Stirn dastehen? Wie sollen wir unsere Häupter aufrecht tragen können, wenn die Zukunft mit unseren Taten zu Gericht gehen und uns alle für all das Böse was geschehen ist zur Verantwortung ziehen wird! Bei **diesem** Nürnberg werden nur **gerechte** Urteile gefällt werden!

Nur auf einem Wege kann Europa wieder in ein normales Gleichgewicht, das es vor dem zweiten Weltkriege besaß, zurückgeführt werden. Dieser Weg führt über ein Wiederherstellen eines in seine alten Grenzen eingerahmtes Deutschland, die Wiederherstellung seiner Souveränität und Gleichberechtigung und die Beseitigung der Ketten, die das deutsche Volk festgeschmiedet halten. Wenn solch ein kluger und vernünftiger Schritt unternommen würde, verschwänden die Revanchegedanken von selbst und Deutschland könnte mit Würde wieder in den Bund der europäischen Staaten eintreten.

Leider scheint ein solcher Gedanke nur ein frommer Traum, eine Utopie zu sein, wenn man die Stärke und Ausdehnung der Kräfte bedenkt, welche gegen eine friedliche, vernünftige und segenbringende Entwicklung der Weltprobleme arbeiten. Man darf nicht vergessen, daß, so lange jener Schritt nicht unternommen wird, 70 Millionen Menschen in

der Eigenschaft von gefährlichen Pestbazillen die Menschheit mit einer Krankheit bedrohen, für die es kein Heilmittel gibt. Besonders für die bürgerliche Welt ist diese Situation bedenklich, weil es garnicht außerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegt, daß ein durch Hunger, Not und Verzweiflung genährter deutscher Nihilismus und Terror gemeinsame Sache mit dem russischen Bolschewismus machen kann, eine Kombination von so überwältigender Kraft, daß kein Widerstand ihr Vordrängen wird hindern können.

Vielleicht behauptet Jemand, daß ich die Zukunft in allzu dunklen Farben sehe. Aber ich bin nicht alleine mit meinen Ahnungen. Ausgehend von der alten Wahrheit, daß, wer Wind sät, Sturm erntet, beendet der englische General J. F. C. Fuller sein Buch "The second World War", mit den Worten:

"In 1919, in their Peace Treaties, the victors of the First World War sowed the wind, and, as inevitably as night follows day, in the Second World War they reaped the whirlwind. Having learned nothing and having forgotten nothing, and filled with envies, fears and greeds, they have repeated their evil, and for a second time have imposed an iniquitous peace upon the vanquished. Therefore, they have once again sown the wind, and will yet again reap the whirlwind. Evil breeds evil, and if you be blind like Samson when you cast down the pillars of the house of your enemies, its ruins will crush you."

Das vierte Nachkriegsjahr schreitet seinem Ende zu und noch immer folgt man den gleichen Prinzipien, die General Fuller so klar in seinen Sätzen ausdrückt. Man spricht darüber, daß Deutschlands westlicher Teil seine eigene Regierung und eine gewisse kontrollierte Freiheit bekommen soll. Zur gleichen Zeit setzt man aber die Demontierung von Hunderten von Fabriken fort und verweigert den westdeutschen Staaten die Ruhr, welche die Grundlage zu deren Wiedergeburt und Aufblühen ist. Man will Deutschland niederhalten aus Angst, Neid, Gier und schlechtem Gewissen. Dadurch erleichtert man alles der drohenden Invasion vom Osten. Statt das Dammwerk, das Deutschland alleine gegen die Gefahr vom Osten darstellen konnte, wieder aufzubauen, bereitet man den Boden für die vom Osten geplante Besetzung von ganz Europa vor, welche ein Schritt auf dem Weg zur Weltrevolution ist. So lange solche Prinzipien von den Westmächten verfolgt werden, gibt es keine Aussicht auf Frieden und keine Zukunft für die gequälte und irregeführte Menschheit.

Wer das Falsche verteidigen will, hat alle Ursache, leise aufzutreten und sich zu einer feinen Lebensart zu bekennen. Wer das Recht auf seiner Seite fühlt, muß derb auftreten; ein höfliches Recht will gar nichts heißen.

GOETHE

Zum Heldengedenken

VON RUDOLF BINDING

A n r u f u n g.

Völker rufen euch, ihr stillen Heere.
Aus den Gräbern, von dem Grund der Meere
werdet ihr von neuem aufgeboten.
Viel Gedächtnis, euch zu Dienst errichtet,
euch beschwörend, bannet und verpflichtet
tausend Tausend euch, Armeen der Toten!

A n t w o r t d e r T o t e n.

Ihr Lebendigen, Leichten! die mit Leibern
heim wohl kamen an den Herd, zu Weibern:
Seid ihr sicher eurer hellen Ufer?
Die ihr Tote ruft und Tote wehret,
die ihr so verflucht und so verehret:
Ihr seid die Gerufenen, wir die Rufer.

Wo wir liegen hält es euch noch immer.
Unentronnen seid ihr unserm Schimmer.
Unentbunden seid ihr unserem Bunde.
Wer nicht mit uns starb ist ausgespieen
wie aus lauem Munde, ausgeliehen
an des Lebens kleinen Tag und Stunde.

Keiner kam zurück! Die Heimgesandten
sind gewandelt: uns zu tiefst Verwandte
die sich über gleichem Zeichen fassen.
Denn die Pforte unseres Heiligtumes,
unserer Wandlung, unseres Todesruhmes
hat nicht Ungewandelte entlassen.

Lichterer Sendung, ihnen nachgeboren,
stehen Söhne, Vätern still verschworen,
Edlerem bereit.
Und des Krieges großer Mahnung beugen
Menschen schauernd sich als letzte Zeugen
und sind so geweiht.

Nebenstehend: „Unseren Gefallenen — Die endlose Straße" Radierung von Willy Bolsinger (1948)

Wolfgang Willrich

Dafür kämpfte der deutsche Soldat

Mit dem Willen zum Siege
im Glauben an Deutschland

Tapfer und pflichttreu
ein guter Kamerad

Für das Heil der Deutschen Art
und für ihr liebenswertes Wesen

Für des Volkes Gedeihen im Schutz des Reiches
für Freiheit und Frieden in Haus und Hof

Für die Würde des Schaffens
und die Güte des Handwerks

Für unser täglich Brot
aus eigener Deutscher Scholle

Für die Achtung der Arbeit
und den Segen des Fleißes

Gedacht als ein Mahnmal und als ein Ehrenmal zugleich, begonnen im Auftrage des Oberkommandos des Heeres in jenem verhängnisvollen Jahre 1944, als des deutschen Volkes Widerstandskraft die Geschlossenheit des Abwehrwillens verlor, zeugt dieses Werk in Wort und Bild vom Sinn des Reiches und der Ehre seiner Soldaten heute, wie nur je.

Diese Auffassung des Reiches wie des Krieges ist nicht nur das Privatbekenntnis eines Malers, der als Kind der Jugendbewegung nahestand, als Jüngling den ersten Weltkrieg als einfacher Frontsoldat in Ost und West mitmachte, dann die völkische Freiheitsbewegung miterlebte, dann im Hitlerstaat, völlig frei von Partei- und Organisationsbindungen, doch freundschaftlich verbunden mit den gleichgesinnten Wegbereitern des Reiches, das Antlitz des deutschen Menschen darstellte und dann, abermals Soldat und Maler zugleich, den tapfersten Männern aller Rangstufen und Waffengattungen begegnete und ihre Gedanken erfuhr. Diese Darstellung des Krieges und unserer Kampf- und Friedensziele wurden vielmehr für gültig befunden als im Sinne des Soldaten und des gutdeutschen Menschen überhaupt nach Ansicht gerade derjenigen Stelle unserer Wehrmacht, deren bedeutende Aufgabe es war, den gesamten Nachwuchs des Führerkorps der Offiziere und Unteroffiziere des Heeres auszulesen und auszubilden.

Schäumend bricht sich eine Flut des Hasses, der Verleumdung, der Beschimpfung und des Undanks an dem guten Gewissen unserer ehrenhaften deutschen Soldaten und aller der Deutschen überhaupt, die ihre ganze Kraft, ja ihr Leben eingesetzt haben um des Reiches willen. Schier als tobten sich die apokalyptischen Reiter höchstselbst aus, so wird unser Vaterland heute von seinen Feinden zertreten. Hunger und Krankheit wüten. Inmitten von Not und Elend gedeiht ein Verbrechertum und herrscht eine Korruption wie nie zuvor. Denn wehrlos und damit rechtlos, sind wir jeglicher Willkür preisgegeben, die die Uebermacht auf ihrer Seite hat. Menschenrecht und Menschenwürde gelten weniger denn je.

Statt Gottes Szepter hängt Mammons Atombombe über der zivilisierten Welt des amerikanischen Jahrhunderts. Treibstoff und Sprengstoff künden das Evangelium dieser Zivilisation, den Triumph der brutalen Macht. Die Angst ist ihr Fußteppich ...

Doch, so wenig der Schutthaufen des Deutschland von heute den wesentlichen Kulturzustand des deutschen Menschen kennzeichnet, so wenig ist die reine Idee des Reiches vom Zusammenbruch der zeitlichen Macht und Freiheit des politischen Deutschland auch nur berührt worden. Erhob sie ehedem uns über den Lärm des politischen Tagesgetriebes, so befreit sie uns jetzt von der Niedergeschlagenheit und erhebt uns über unser Elend.

Das verspüren wir: Eine reine und richtige Idee, gar noch gefestigt und geläutert durch das Martyrium ihrer Getreuen, trotzt Schicksal und menschlicher Unzulänglichkeit. Mag durch Versagen und Verbrechen ein Teil ihrer Bekenner sie entweiht haben, mögen Lüge und Verleumdung sie zu entstellen und mit Gewalt auszurotten trachten, mag der Machtwahn sie unter Trümmern, Blut und Tränen

begraben — vergeblich: Immer wieder wird sie sich lauter und klar erheben, wie der Vogel Phönix aus der eigenen Asche.

Auch heute, unbeirrt durch Enttäuschung, ohne Rücksicht auf Gefahren, inmitten von Not und Elend suchen wir das Reich. Sogar hinter den Stacheldrahtzäunen einer pharisäischen Allzumenschlichkeit, die weder Fähigkeit noch auch nur den guten Willen, etwas Besseres zu zeigen, beweist, lebt das Reich in deutschen Herzen als eine über Staatsformen und Staatsschicksale erhabene Idee. Nicht nur für das Gottesreich im Sinne Martin Luthers, sondern ebenso für unser heiliges Deutsches Reich der Deutschen Art gilt der Luthervers: „Nehmen sie denn Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib — laß fahren dahin: Sie haben's kein Gewinn'. Das Reich muß uns doch bleiben." Das Glück in der Liebe zu einem, bisher durch nichts beschämten, und auch wohl durch nichts Besseres beschämbaren, höchsten Gut und geistigen Wert, des Reiches Sinn, macht uns frei.

Das Reich ist weit wie der Ozean, darein alle Ströme deutschen Wesens münden und daraus sie ihre Quellkraft immer wieder frisch gewinnen. So wenig, wie Volkstum an Staatsgrenzen endigen muß, wenngleich es seinen Schwerpunkt in einem Staate hat, so wenig beschränkt sich das Reich auf ein größeres oder kleineres Mitteleuropa und dessen wechselnde Flaggensymbole, sondern es umfängt alles Deutsche ganz und gar. Es gönnt den anderen das gleiche Recht, ihrem eingeborenen, überlieferten Wesen entsprechend zu leben, selbst als unsere Gäste sich in Sprache und Gewohnheiten wie zu Hause zu fühlen, sofern uns dadurch nur kein Schaden an unserem eigenen Frieden entsteht.

Politische wie militärische Macht haben gleichfalls keinen Selbstzweck, wo der Sinn des Reiches recht verstanden wird; sondern sie dienen lediglich der Wohlfahrt des Volkes in einem innerpolitisch und außenpolitisch achtunggebietenden Rechtsstaat. Der Herrscher als Erster unter Seinesgleichen oder die ihn vertretende Regierung ist in einem sittlichen Treuverhältnis, das dem Sinn des Reiches entspricht, Volk und Reich, Art und Ehre verantwortlich. Nur solange und soweit Regent und Regierung dem Sinne des Reiches folgen und dementsprechend Art und Ehre, Recht und Menschenwürde

achten, haben sie Anspruch auf die Treue, die ja nur ein Stück, freilich das Herzstück der Ehre ist. Die Ehre schlechthin gleichzusetzen mit einer bedenkenlosen Treue führt zu verderblichem Kadavergehorsam, der dem Willen des Reiches und dem Wesen von Gefolgschaft und Führerschaft als einer sittlichen Beziehung widerspricht.

Nicht Preußenadler noch Habsburgeradler, weder Kreuz noch Hakenkreuz sind seine e w i g g ü l t i g e n Sinnbilder. Sondern das Heilszeichen des Lebens, unzählige Male verewigt in deutscher Volkskunst aller Zeiten, als Brustschmuck der Frauen auf Wiegen und Schränken, an den Pfosten des Hoftores und an vielerlei Gerät, ist der Lebensbaum. Der Lebensbaum ist auch das eigentliche Zeichen des Reiches, das unbedingt und alle anerkennen, denen am Leben der deutschen Art gelegen ist. Symbole auf Fahnen mögen bedeutsam sein, ehrwürdiger aber als jedes andere ist dieses heilige Zeichen des Friedens und des dauernden Gedeihens in wohlbehüteter sittlicher Ordnung. Auf ihr gutes Sinnbild, das Zeichen des Gedeihens, das unsere Frauen auch im Herzen mit Recht tragen sollen — darauf kommt alles an. In unserem Lebensbaum der gedeihenden Art liegt der Sinn des Reiches diesseits und jenseits von Maas und Memel, Etsch und Belt. Nur in diesem Sinn kann ein Krieg gerecht und ein Friede segensreich sein.

Weit entfernt von Militarismus und Hurrapatriotismus schildern die beiden Bilder des Kampfes das Wesen des Krieges überhaupt. Sie zeigen nicht nur ein zufälliges Ereignis, sondern das Wesen des Soldaten, der dem Sinn des Kampfes und seiner Pflicht getreu, alle Kraft und sein Leben einsetzt bis zum letzten Atemzug für das Reich.

Mit dem Willen zum Siege im Glauben an Deutschland, so sehen wir die beiden Männer sich opfern — getreu, wie unzählige ihrer Kameraden es auch schon taten oder noch tun werden.

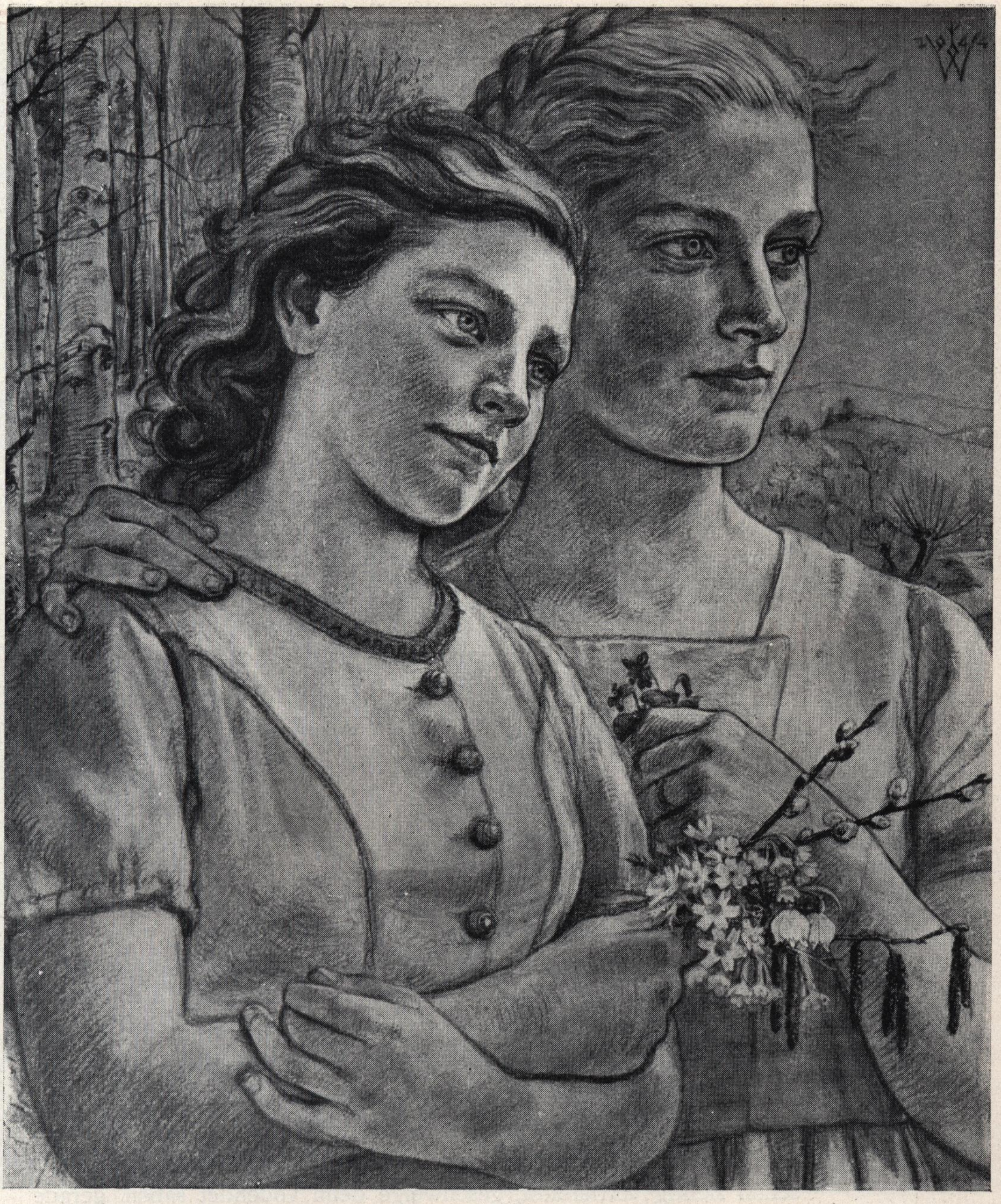
Wir spüren die Weihe des Heldentodes in dem übermüdeten Antlitz des Jüngeren, der mit letztem Gedanken und schon brechender Kraft sein Sperrfeuersignal doch noch abschickt, bevor er in sein Deckungsloch zurücksinkt und verblutet. Selbst Schmerz und Erschöpfung werden noch geadelt im Frieden des guten Gewissens ob der bis zum Ende erfüllten Ehrenpflicht. Hier ist der Kampf wirklich nur noch eine Sache der inneren Ehre. Denn an den Ort, wo diese beiden Männer liegen, kommt kein Befehl, auch keine Kontrolle mehr heran. Sie sind nun völlig allein und kämpfen und sterben, niemand wird je erfahren, wie tapfer sie sich schlagen. Ganz ungewiß ist auch, ob ihr Ausharren die Aufgabe und das Schicksal noch meistern können. Den Sinn und Wert ihres Einsatzes rechtfertigt ihnen nur noch ihr Glaube an Deutschland. Nur dieser Glaube und der Wille, daß das Reich siegen möge, lassen den noch Kampffähigen, Einsamen auch auf verlorenem Posten bis zum letzten ausharren. Eines ist sicher: solange er noch einen Schuß herausbringen kann, wird hier kein Feind zur Heimat durchbrechen, trotz aller erdrückenden Uebermacht an Zahl und Material.

Mit dem Willen zum Siege
im Glauben an Deutschland

Auch die beiden Kameraden dieses Bildes erleben den Krieg wie Männer, denen es um das Letzte geht. Das Lied vom guten Kameraden kennt diese Lage und Haltung: „Will mir die Hand noch reichen derweil ich eben lad'.“ „Kann dir die Hand nicht geben –“ so würde der alte Krieger dem sterbenden Jungen, dessen Hand erlöschenden letzten Willens die seine zu erreichen sucht, wohl noch zurufen mögen. Doch die Pflicht ist dringlicher als der letzte Händedruck, und ein Abschiedswort würde im Schneesturm ungehört verwehen. T a p f e r u n d p f l i c h t t r e u, e i n g u t e r K a m e r a d – von Waffenruhm und Wiedersehen ist längst nicht mehr die Rede. Die Pflichttreue aber gilt der Heimat, dem Vaterlande, dem R e i c h. Denn wahrlich: Keine Propaganda, keine Parteiphrasen oder gar Welteroberungsgelüste, wie sie von der feindlichen Agitation dem deutschen Soldaten als Triebfeder angedichtet werden, befähigen den Mann zu solcher äußersten Pflichterfüllung.

Tapfer und pflichttreu
ein guter Kamerad

Worin sieht der Soldat Heimat, Vaterland und Reich, deren Heil ihm aller Opfer wert sind und dafür er einstehen mag? Darauf geben die Bilder des ersehnten Friedens, den nur der Sieg bringen kann, Antwort. Es sind Bilder nicht nur des guten Glaubens, sondern obendrein der beglückenden Erfahrung: wir kämpfen für das Heil der deutschen Art und für ihr liebenswertes Wesen. Die beiden Mädchen inmitten einer deutschen Vorfrühlingslandschaft sind wahrhaft liebenswert. Jede ist in ihrer Art ganz und gar deutsch. Gerade, schlicht, sauber, herzlich und stolz – überall in deutschen Gauen erfreut uns ihr gesundes klares Wesen. Für solche deutsche Menschlichkeit zu kämpfen, hat Sinn. Auf ihr Heil, ihr Wohlergehen und ihr sinngemäßes Leben, kommt es an. Sie sollen frei sein, so zu leben und zu wirken, wie ihre gute Wesensart es von ihnen erheischt. Sie sollen nicht verproletarisiert werden, nicht geschunden, geknechtet oder gar vergewaltigt durch Hunger und Drohung. Denn in ihnen lieben und ehren wir das Reich. In Tüchtigkeit und Ehrbarkeit, Behutsamkeit und Aufgewecktheit, in Zuverlässigkeit und manchen anderen feinen Eigenschaftsverbindungen für die noch keine Worte geprägt sind, die wir indessen deutlich spüren, bürgen sie für den Wert dessen, das wir Deutsch nennen mögen, für unser besseres Ich in der Zukunft und seinen Wert in der Welt.



Für das Heil der Deutschen Art
und für ihr liebenswertes Wesen

Für des Volkes Gedeihen im Schutze des Reiches, für Freiheit und Frieden in Haus und Hof. — Gedeihen des Volkes, das ist etwas anderes als die prosperity der Börsenjobber oder der Ueberfluß im Lebensstandard einiger konzerngebietender Trustherren. Gedeihen des Volkes im Schutz des Reiches — das zeigt unser Bild — ist doch etwas anderes als das Wohlleben einer öden Gesellschaft auf dem Rücken schuftender Massen. Darin liegt der Sinn des Rechtsschutzes des Reiches, dem Volk ein bescheidenes aber anständiges Auskommen zu gewähren, es aus der Proletarisierung zu retten und vor dem Niedergang der Art und allen, der Volksgesundheit an Leib und Geist drohenden Gefahren zu warnen und zu retten, ihm würdige Lebensgrundlagen zu schaffen.

Da wäre wahrlich Arbeit genug für tausend Jahre des Friedens. Doch schon die wenigen Jahre vor diesem Kriege genügten, um die Volksgesundheit auf eine Höhe zu bringen, die kein Optimismus eines sorglichen Arztes für so schnell erreichbar erachtet hätte. Daß nun nach dem Zusammenbruch Deutschlands unter dem Druck der Materialübermacht des Feindes das Unterste wieder zu oberst gekehrt wird mit Unterstützung allen Packs und Pöbels, und daß nun die Kriegsschäden bis zur völligen Zerstörung deutscher Volkskraft vervollständigt werden, — das war alles zu erwarten. Gerade die Männer, die für die Volksgesundung in Zucht und Sitte eines ersehnten tausendjährigen Reichsfriedens wirkten, die das Reich in einem höchst unvollkommenen Nationalismus und Sozialismus keineswegs schon richtig vorbereitet, geschweige denn vollendet sahen, gerade diese Männer sind heute die Zielscheibe des Pöbelhasses aller Nationen. Das ehrt sie. Sie ließen sich nicht beirren vom Modewahn des sozialistischen Zeitalters, daß alles gleichwertig sei, was ein men-

Für des Volkes Gedeihen im Schutz des Reiches
für Freiheit und Frieden in Haus und Hof

schenähnliches Gebahren und Aeußeres zeigt. Sie haben als edle Geister es wenigstens versucht, durch Auslese und Erziehung der noch unverdorbenen Tüchtigen aus der gestaltlosen Masse überhaupt erst ein Volk heraus zu schöpfen, das einer Zukunft und ihrem Reich erst überhaupt zustreben wollte und konnte. Gerade unsere Eugeniker geben dem so arg verproletarisierten Begriff der Volksgemeinschaft erst wieder Sinn und Ziel. In schwerem Kampf mit den geborenen Proleten aller Rangstufen, gegen allen Schlendrian, alle Denkfaulheit und ziellose Gleichgültigkeit, gegen Haß und hämischen Widerstand zuchtloser Verderbtheit haben unsere Eugeniker, die Verfechter der großen Gesundheit des deutschen Volkes, wenigstens die Voraussetzungen erkundet und die Grundlagen geschaffen, auf denen das Reich aufgebaut werden konnte. Möge eine bessere Zukunft es diesen Männern danken, daß sie alles getan haben, was sie zu tun vermochten, um den Lebensbaum der deutschen Art vor dem Verfaulen seiner Wurzeln, vor dem Vermorschen seines Stammes und dem Verdorren seiner Zweige, Blätter und Blüten zu bewahren. Gerade unser Bild einer deutschen Familie spricht dafür, was diese Männer mit ihrem Wunsch nach Freiheit und Frieden in Haus und Hof erstrebt haben und was ihre Lehre für das deutsche Volk und den Wert des Reiches bedeutet. Dafür hatte es Sinn zu kämpfen.

Der Gedanke, in einer schlichten, aber gesunden Wohnung mit einer tüchtigen und zufriedenen Frau, inmitten einer Schar wohlgearteter munterer Kinder, ein ungestört friedliches Familienleben zu führen — das allerdings war ein Ziel, das unsere Soldaten mit ganzem Einsatz für den Sieg des kommenden Reiches kämpfen ließ.

Für die Würde des Schaffens und die Güte des Handwerks so lautet das dritte Kampf- und Friedensziel. Es zeigt die deutsche Auffassung vom Geist und Sinn des Schaffens, vom Wesen und Wert der schöpferischen Persönlichkeit, von der Liebe in der Arbeit und von der Gediegenheit des Werkes. Es zeigt die Auffassung vom Schaffen als einer Kulturleistung im Sinne des Reiches und nicht nur einer lieblosen Produktion im Rahmen einer kurzlebigen mit Reklame aufgeblasenen Konjunktur.

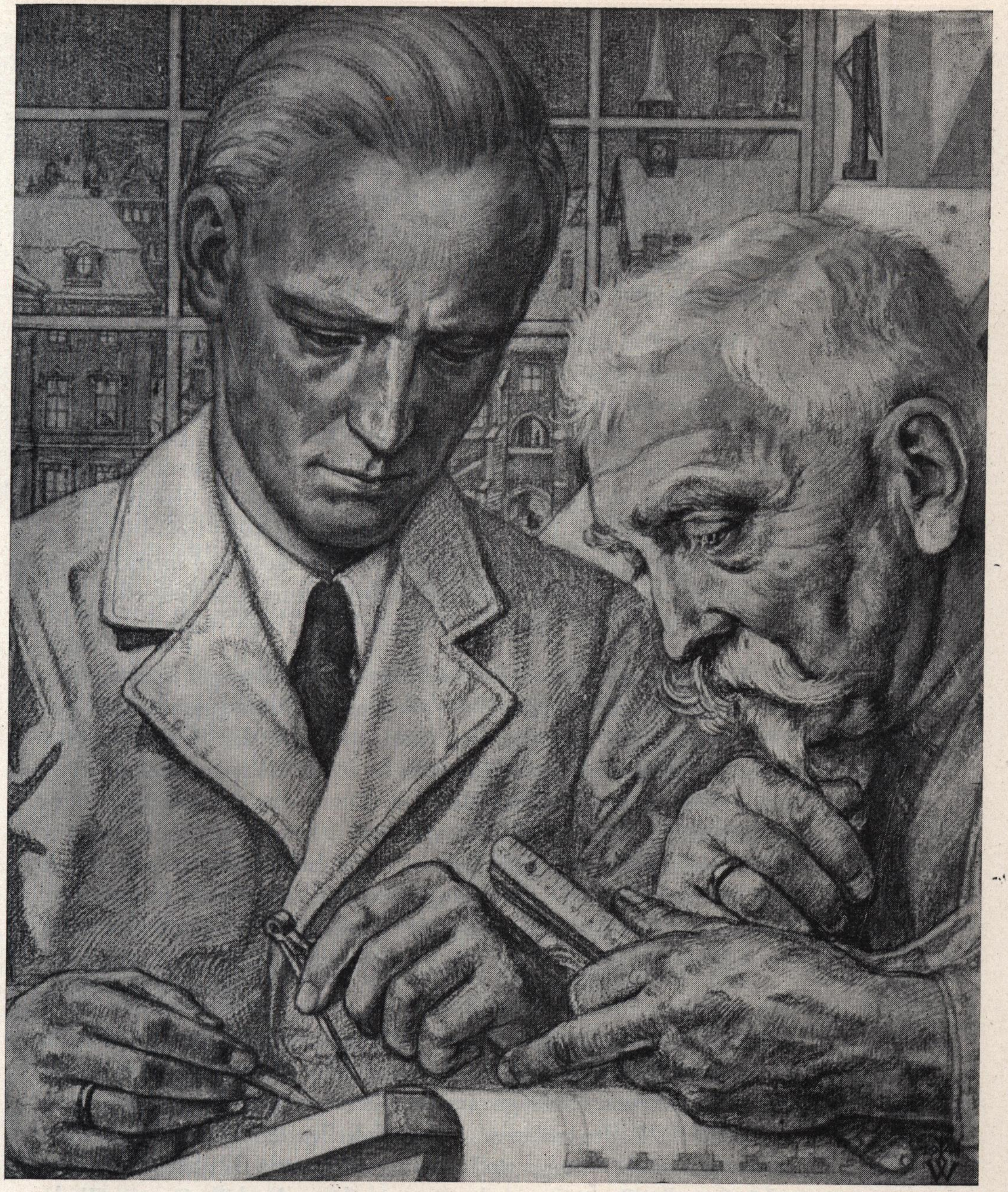
Nicht die Robotersklaverei unpersönlichen Schuftens, gefesselt an das Band einer laufenden Maschinerie im Taylor- oder Stachanowsystem entspricht unserer deutschen Auffassung von der Würde des Schaffens. Das Schlagwort „time is money" wird keinen eigentlich schöpferischen Geist erfüllen. Denn einem Menschen, der aus innerer Berufung schafft, ist Zeit mehr als Geld, nämlich Werk. Und Werk bedeutet auch mehr als nur Ausstoß einer Produktion, deren Tempo von Gewinnsucht und Maschinenrentabilität bestimmt wird. Es bedeutet Geistes- und Handwerk, geschaffen mit persönlicher Anteilnahme in liebevoller Hingabe an die Aufgabe. Werken und Robotern, das ist sehr zweierlei. Wer werkt, ist ein Herr, wer schuftet, ein Sklave. Dem Werkenden dient die Maschine, den Roboter treibt sie. Aus der seelenmordenden Hetzjagd im Dienst Mammons, aus der gifterfüllten Luft der Klassengegensätze, aus den Fesseln der Vertrustung und Bürokratisierung heraus wieder zu menschenwürdigen Arbeitsbedingungen, zu schöpferischem Frieden in der Arbeit selbst und in der Zusammenarbeit zu kommen, das ist wichtiger als eine uferlose, maß- und seelenlose Fron um Profite. Schöpferischer Arbeitsfrieden ist ein Ziel, das den Sieg des Reiches schon allein gelohnt hätte und auch heute trotz des Zusammenbruches allen Opfermut rechtfertigt.

Unser Bild zeigt die Eintracht des planenden Geistes und der erfahrenen Hand. Es zeigt die liebevolle Hingabe an ein Werk, die

Vertiefung in eine Aufgabe, würdig einer alten gediegenen Kultur, deren Erbe wir nicht nur genießen und verwalten wollen, sondern an der wir mit Freude weiterwirken. Durch das Fenster der stillen Werkstatt sehen wir hinab auf ehrwürdige Bauwerke früherer Jahrhunderte, deren Meister den Geist und die Liebe des Schaffens kannten. Sie wußten, daß Größe und Bedeutung eines Werkes weder in Metern noch in Fuß noch bloßer Zweckmäßigkeit sich allein erschöpft, daß Kilogramme oder Tonnen nichts aussagen über das geistige Gewicht, und daß gut Ding Weile haben will.

Die Kriegführung unserer Feinde hat den Schwerpunkt ihres Vernichtungswillens auf unsere Kulturstätten gelegt. Von Köln bis Dresden, von Hamburg bis München, dazwischen und darüber hinaus haben die bombenträchtigen Christophosphorusse planmäßig in Schutt und Asche gelegt, was Jahrhunderte friedlichen Fleißes und meisterlichen Könnens an Kleinoden deutschen Kulturschaffens der Welt des Geistes und der Würde der Menschheit geschenkt hatten. Das war kein Kampf gegen die Rüstungskraft einer kriegführenden Macht – denn die großen Rüstungswerke lagen bekanntlich anderswo. Es war auch nicht bloß ein schauerlicher Massenmord zur Einschüchterung und Lähmung, entsprechend den Burenkriegsmethoden Englands, die das Zeitalter des totalen Krieges eingeleitet hatten. Sondern unter dem aus Phosphor und Sprengstoff gewebten Gebetsteppich der „Soldaten Christi“ plante die wissenschaftliche „Strategie“ der „Zivilisation“, sowohl das deutsche kulturelle Leben der Vergangenheit, den „Museumsplunder“, zu vernichten, als auch mitsamt den in den Stadtzentren wohnenden kulturschöpferischen Geistern, zumal den selbständigen Handwerkern, die kulturelle Zukunft des Reiches ein für allemal zu verbrennen. Man kann heute feststellen, daß kaum ein anderes Haßziel so fast ganz erreicht wurde.

Daß man unsere Industrie zerstörte und sie jetzt noch demontiert, einschließlich der Seifenpulver- und Kammfabriken – darin sehen wir die Angst vor dem immer noch befürchteten deutschen Wettbewerb und eine heimliche Anerkennung der überlegenen Güte vieler deutscher Erzeugnisse für den Gebrauch der Welt. Im Raub unserer Patente, in der mehr oder weniger zwangsweisen Entführung oder Verschleppung von Spezialisten sehen wir, wo es und wie



Für die Würde des Schaffens
und die Güte des Handwerks

sehr es an Geist und Können bei unseren Besiegern anscheinend immer noch fehlt. An der Behandlung unserer Kulturstädte und schöpferischen Kräfte aber sehen wir, wohin der Vernichtungswille vor allem abzielt, nämlich darauf, die deutsche Ueberlieferung auszulöschen unter Trümmern, das Kulturschaffen selbständiger Geister abzuwürgen und uns als Kulturnation auszulöschen.

Diesem Ziel dienen auch die Wiedererweckung und Verewigung unfruchtbaren Klassenhasses und Parteienhaders, die Zermürbung der Arbeitskraft und der Schaffensfreude unter der Knute einer mit Bajonett und Atombombe autorisierten Bürokratie. Diesem Ziel dient auch die Wiedereinsetzung, sprich „Befreiung", jener Sorte von Intellektuellen, deren Geistigkeit, getrieben aus üblen Säften, Machwerke hervorbringt, die aller ehrbaren deutschen Ueberlieferung Hohn sprechen, als Zeugnisse völkischer Ohnmacht und menschlicher Entwürdigung den Rest deutscher Selbstachtung und deutschen Ansehens im Reich der Vernunft überhaupt in Frage stellen.

Und dennoch, ob wir nun auf eine bessere Zukunft hoffen, oder ob wir daran verzweifeln: Ein Volk, das so Gutes geleistet und geschaffen hat, wie das deutsche, hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, als ein Kulturvolk zu leben, solange es überhaupt lebt. Denn es war, ist und bleibt — allem Gegeifer und allen Versuchen, es in den Pariastand hinabzudrücken, zum Trotz — ein Herrenvolk. Es wird diesen Anspruch, der mit Weltherrschaftsplänen und Militarismus nicht das geringste zu tun hat, überall in der Welt durchsetzen, wo wirklich geschaffen, nicht nur geschuftet wird.

Wo eine schöpferische Gesinnung, erhaben über bloße Machtgier und Gewinnsucht, den Schaffenden in der Hingabe an sein Werk hervorhebt über die Sklaverei des Maschinenzeitalters, der ja auch die Siegervölker verfallen, da sind und bleiben wir frei und tragen das Reich in uns. Solange andere Nationen mit allen ihren unerschöpflichen Bodenschätzen, Rohstoffquellen und ihrer Zivilisation uns hierin nicht voraus sind, solange sie keine bessere Kraft und schöpferische Gesittung nachweisen in ihrem Verhältnis zum Werk, ist der Sinn des Reiches noch der beste Leitstern für unser Schaffen und unser Kämpfen.

Dem Streben nach Freiheit, Frieden und Volksgedeihen engstens verbunden ist das zu allen Zeiten von allen freien Völkern erfüllte Gebot der Nahrungsversorgung aus eigener Scholle und der Erzeugung der lebenswichtigen Roh- und Werkstoffe im eigenen Hoheitsgebiet.

Dem deutschen Volke waren 1918 von der Uebermacht seiner Feinde nicht allein seine Kolonien entrissen worden, sondern weite und bedeutende Kerngebiete seiner Versorgung mit nötigen Rohstoffen, zumal mit Brotkorn. Diese umstrittenen Gebiete endgültig dem Reich zu sichern, dem sie ja vordem gehört hatten, das war ein wirkliches und grundsätzliches Kriegsziel. Ueber seine Rechtmäßigkeit konnte es überhaupt keine Diskussion geben mit Nationen, deren Bevölkerungsdichte und Wirtschaftsintensität die deutsche nicht entfernt erreichte, die aber gleichwohl ihren Sieg benutzt hatten, das deutsche Volk unerträglich einzuengen und es schon dadurch zu verproletarisieren.

War doch das deutsche Volk bereits durch die mörderische Hungerblockade des Weltkrieges 1914 – 18, diese englische neue Schöpfung auf dem Wege der zivilisierten Menschheit zum totalen Kriege, darüber belehrt worden, daß nur dasjenige Volk frei ist, das sich nicht allein wehren, sondern auch aus eigenem Boden ernähren kann. Die Freiheit des Reiches gebot also die noch bestehenden landwirtschaftlichen Betriebe zu erhalten und durch Neusiedlung zu vermehren. Dem entspricht das nächste Ziel: F ü r u n s e r t ä g-

lich Brot aus eigener deutscher Scholle. Unser Erntebild zeigt auch hier wieder die deutsche Betrachtungsweise: Auf die Freiheit und Freude in der volkswichtigen Arbeit kommt es an. Hier ist nicht ein Kolchosenarbeiter einer unpersönlich kollektivierten Getreidefabrikation am Schuften auf unübersehbaren Getreidesteppen, sondern ein selbständiger mittlerer Bauer erntet seine Saat, sein Korn, nicht nur im Schweiße seines Angesichts, sondern mit befriedigtem Stolz im Herzen. Hier ist der von der Feindpropaganda so verlästerte Herrenmensch, das heißt in Wahrheit der bäuerliche Gentleman am Werk. Und siehe: Er denkt gar nicht an Welteroberung und Unterdrückung, sondern er mäht nur nach eigenem freien Entschluß und eigener Einsicht sein Korn, keiner dürfte ihm dreinreden. Hinter ihm bindet die Magd die Garbe, sie ist von dem selben guten Menschenschlag wie ihr Bauer. Eine festliche, gleichsam fromme Arbeit bedeutet solches Anmähen des Feldes. Eine allen Ausbeutungs- und Klassenkampfgelüsten ferne vernünftige Zusammenarbeit ehrbarer Menschen verheißt den Erfolg, und das Gedeihen der Wirtschaft läßt im Hintergrund der Neubau mit dem Richtfestkranz ahnen. Das Gesicht dieses Bauern ist obendrein nicht nur das eines Ehrenmannes, eines Herrn, der seine Pflichten erfüllt und seine wohlverdienten Rechte wahrt, sondern zugleich das eines maßvollen, einsichtigen und vernünftigen Menschen. In seiner Anständigkeit würde er das Ansinnen irgend eines Propagandaschwätzers, er solle doch die Welt erobern, wohl kurz und bündig abtun mit der Frage „Seggst du ok wat oder geit di dat Mul man so“ (Sagst Du auch wirklich etwas oder geht Dir das Maulwerk nur so?) Die Grenzen des Reiches zumal im gefährdeten Osten mit möglichst vielen solchen, auf unverlierbaren Erbhöfen seßhaften Bauern gegen das anbrandende Slawen- und Asiatentum abzuschirmen, war ein Ziel von nationaler und europäischer Bedeutung zugleich. Mit Fug und Recht durfte der deutsche Soldat dafür sich einsetzen.

Für unser täglich Brot
aus eigener Deutscher Scholle

Unser letztes Bild, dem Feierabend eines arbeitsreichen Lebens gewidmet, trägt die Unterschrift: Für die Achtung der Arbeit und den Segen des Fleißes. Das war auch ein Kampfziel für den Soldaten, dessen Erhaltung ihm nur der Sieg des Reiches verbürgen konnte. Nirgendwo sonst in der Welt erwarb der arbeitende Mensch so das unbestreitbare Anrecht auf eine würdige Altersversorgung. So lange das Reich bestand, das wußte der Soldat wie jedermann, würden weder seine Eltern noch er selbst, noch seine Frau und seine Kinder dereinst in ihren alten Tagen, nach redlicher Lebensarbeit müde, von treulosem Ausbeutertum rechtlos auf die Straße geworfen werden. So lange das Reich gedieh, würde kein ehrlicher Staatsbürger es nötig haben, unter irgend einem Brückenbogen zu übernachten oder in einem Elendsloch zu verkommen. Das Treueverhältnis Einer für Alle — Alle für Einen war ja schon seit Bismarcks Zeiten durch eine soziale Gesetzgebung, wie sie nie und nirgends ein Staat sonst gehabt hat, der persönlichen Willkür entzogen und rechtsgültig gefestigt. Wenn der Sieg errungen wurde — und nur dann — das wußte der Soldat und weiß jeder, war ein Kriegsbeschädigter und seine Angehörigen nicht auf Mildtätigkeit angewiesen, sondern das Gesetz sorgte für seine und der Seinen berechtigten Ansprüche, für ein anständiges Auskommen. Aller der Rechte, die Können, Fleiß und Pflichttreue im sittlich geordneten Staat eintragen, nicht verlustig zu gehen, war Grund genug, für den Sieg des werdenden Reiches zu kämpfen. Eine Niederlage Deutschlands — das lehrte die Erfahrung — würde abermals ehrlich schaffende, pflichttreue Menschen dem Elend, der Arbeitslosigkeit bei unzureichender Versorgung und der in einem ohnmächtigen Staat wild wuchernden Korruption hilflos preisgeben.

Für die Achtung der Arbeit
und den Segen des Fleißes

Dies alles waren in Wahrheit die bewußt begriffenen oder doch mindestens gefühlsmäßig vorschwebenden Wunschziele des Deutschen Volkes in seiner Friedensarbeit wie im Daseinskampf. Dafür kämpfen Volk und Wehrmacht w i r k l i c h, nicht um uferlose Eroberung fremden Landes und fremder Schätze.

Die eingebildeten, mehr oder weniger echten Kreuzfahrer des Weltgewissens, der Menschlichkeit und ihrer vier Freiheiten haben wohl die deutsche Freiheitsliebe unterschätzt, als sie eine Tür einrannten, die bereits von innen geöffnet wurde. Wer nämlich im Hitlerdeutschland Augen hatte zu sehen und Ohren zu hören und einige verständige Geduld, abzuwarten, der brauchte – bei aller Unzufriedenheit – weder einen Krieg herbeizuzerren noch einen Kreuzzug für Freiheit und Menschenwürde uns auf den Hals zu hetzen, wenn er die Freiheit und das werdende Reich aufrichtig ersehnte. Trat doch deutlich genug zutage, daß die I d e e des Reiches lebendig dem Bürokratismus trotzte, der fatale Parteimachtstaat hingegen ihm verfiel und umso schneller in protzenhafter Pose erstarrte, je mehr er sich von der Idee des Reiches entfernte und sie verriet. Wie auch sonst in Natur und Geschichte würde die lebendige Kraft allmählich oder plötzlich die tote Kruste sprengen. Der gute Wille, das Enttäuschende zu beseitigen, sobald es ohne Krieg und Bürgerkrieg, ohne verhängnisvollen Krach und ohne den Unterbau von Treu und Glauben mit ins Wanken zu bringen, geschehen konnte – dieser gute Wille war überaus spürbar und überall erkennbar. Was

völkische Ohnmacht bedeutete, das war uns seit 1918 vorgeführt worden. In aller Ohren klingt heute noch Clemenceaus berüchtigter Ausspruch: „Es leben 20 Millionen Deutsche zuviel“. Das auf die Vernichtung dieser 20 Millionen abzielende Haßdiktat von Versailles bewies deutlich, daß, wer sich nicht wehren kann, weder Achtung noch Recht zu beanspruchen habe im Interessenstreit der angeblich friedlichen Nationen. Die Enttäuschungen der Genfer Völkerbundzeit, der Dawes- und Youngpläne, allen dessen, was seit den betrügerischen 14 Punkten des Präsidenten Wilson auf dem Rücken des ehedem gutgläubigen, nun entwaffneten, ausgehungerten, ausgewucherten und obendrein verspotteten deutschen Volkes herumexperimentiert worden war, das Gespenst der Arbeitslosigkeit, der Währungs- und Wirtschaftskatastrophe — alles das geistert seither im Unterbewußtsein des deutschen Volkes als unvermeidliche Begleiterscheinung staatlicher und völkischer Ohnmacht. Da lag es wirklich nahe, die Macht, das Ansehen und den Lebensstandard Deutschlands in der langen glanzvollen Friedenszeit von 1870 — 1914, in der es ja nicht nur uns, sondern auch obendrein unseren Nachbarn gut ergangen war, damit zu vergleichen.

Ebenso nahe lag freilich auch die Sorge vor der Eifersucht und dem schlechten Gewissen unserer Vergewaltiger von Versailles. Der Deutsche, zumal der Soldat, begrüßte die volkswirtschaftliche und militärische Aufrüstung, so unbequem sie auch war, einfach darum, weil in der Welt der Wirklichkeiten, die ja eine deutscherseits angeregte allgemeine Abrüstung verweigert hatte, nur eine überzeugende Macht berechtigten Ansprüchen Erfüllung beschert.

Jeder Eingriff in fremde Hoheitsrechte ist und war in Deutschland unpopulär. Unpopulär zum Beispiel war der Einmarsch in die Tschechoslowakei über Sudetenland hinaus. Dagegen war Danzig eine alte, seit Jahrhunderten deutsche Stadt, die Kornkammern Posen und Westpreußen waren nicht von Polen, sondern von D e u t s c h e n den Steppen, Wäldern und Sümpfen abgerungen worden. Noch bis 1918 hatten sie uns gehört, ernstlich unbestritten. Das deutsche Volk durfte erwarten, daß ihre Wiedererkämpfung als ein nationales Recht überall in der Welt begriffen und geachtet würde. So ging der deutsche Soldat mit dem Schwung besten Gewissens in den Krieg.

Doch schon zu Ende des Jahres 1941 erlahmte das Vertrauen des deutschen Soldaten in die Weisheit und Umsicht der Führung. Je mehr es durchsickerte, daß Zustände einrissen und Handlungen geschahen, die mit soldatischen Ehrbegriffen unvereinbar waren und dem Gerechtigkeitssinn und Anstandsgefühl des deutschen Menschen überhaupt widersprachen und den Inbegriff des Reiches als einer heiligen Ordnung schändeten, desto kampfmüder wurden Volk und Wehrmacht. Es öffneten sich Abgründe voller tragischer Konflikte zwischen Treue und Gehorsam einerseits und persönlicher Ueberzeugung und Ehrauffassung andererseits.

Solche Risse, die mitten durch die Seele der Kämpfenden und für den Sieg arbeitenden deutschen Menschen gingen und ihnen die Aussicht, ja gar das innere Anrecht unseres Volkes auf den Sieg zweifelhaft machten, solche Spannungen zwischen unvereinbaren Pflichten bedrohten die Widerstandskraft noch ernster, als es die wachsende Uebermacht des Feindes an Zahl und Material schon sowieso tat. Allein die völlige Verzweiflung und Verwirrung erklärt hinreichend die entscheidende Julirevolte des Jahres 1944. Sie war entscheidend als das weithin erkennbare Zeichen des seelischen Zusammenbruchs innerhalb der deutschen Wehrmacht, mochte sie nun gelingen oder mißlingen. Auf jeden Fall waren die Folgen verheerend, denn von da ab war der Krieg innerlich verloren, der Selbstbehauptungswille des deutsches Volkes nicht mehr geschlossen, seine Abwehrkraft gebrochen. Kein Zwang von Kriegsgericht und Volksgericht, keine noch so radikale Bekämpfung der Sabotage, des Verrats und der Drückebergerei in Einzelfällen konnte daran etwas ändern. Die Ardennenschlacht — eine letzte Hoffnung der Tapfersten — drang nicht durch. Die erwarteten neuen Geheimwaffen kamen zu spät und ohne sie schwanden gegenüber der Luftherrschaft des Feindes alle Aussichten auf eine Wendung des Kriegsglückes.

Nun hatte die Treue nur noch als innerer Wert an sich Sinn. Ja sie gipfelte nun erst recht in dem erhabenen zweckfreien heldischen Opfermut, den unsere Bilder spüren lassen. Denn Deutschland und mit ihm das ersehnte Reich waren, wenn besiegt, dann auch verloren. Was eine Kapitulation noch vor Bomben hätte bewahren

können, würde der kalten Rache der Sieger ausgesetzt sein. Der Zusammenbruch des Staates drohte alle Ideale mit in den Abgrund zu reißen. Da konnte man die Toten beneiden, die guten Kameraden, die draußen unter der Erde und auf dem Meeresgrunde lagen, die Männer, Frauen und Kinder daheim, die Opfer der Bombenangriffe in ihren ausgeglühten Backöfen der Luftschutzkeller zusammengeschrumpft auf Hundegröße. Sie waren des Leides ledig, ohne daß sie Schimpf und Schande erlebten und ohne, dem Ekel preisgegeben, zu einem menschenunwürdigen Vegetieren verurteilt zu werden.

Heute lassen Bosheit, Dummheit, Hohn und Gier der siegestrunkenen Feinde den nationalen und soldatischen Stolz, gerade indem sie ihn zu zertreten trachteten, aller Müdigkeit zum Trotz wieder aufspringen. Der nächste Schritt und er tritt auf sein Elend. „Wer auf sein Elend tritt, steht höher –“ das erkannte schon Hölderlin im dichterischen Wachtraum. Heute wirkt diese Einsicht Wunder! Sieger, die nicht durch überlegene Menschlichkeit, Rechtlichkeit und Würde uns zu beschämen vermochten, können uns allenfalls ausrotten, aber eines vermögen sie nun und nimmermehr: uns zu imponieren. Ob sie uns gleich zwingen wollen, nach ihrer Weise zu tanzen und obwohl die lizenzierte Meinungsfreiheit zögernd und mißgestimmt in das vorgeschriebene Horn tutet, erwächst aus dem Grunde des Herzens

das R e i c h in uns.

Wolfgang Willrich

Willrich zeichnet in diesen Seiten in Wort und Bild das Reich, wie es den besten unseres Volkes vorschwebte, als sie in den Kampf um Recht und Freiheit zogen.

Es ist nicht das erste Mal, daß er klar und unmißverständlich den Gedanken des „Reiches", nicht des national-engherzigen, sondern das abendländisch-weitherzigen, verkündet. Es ist ein Merkmal der Kunst Willrichs, stets mit aller Kraft für die Verkörperung des Idealen, des körperlich Schönen und geistig Sauberen einzutreten und diesem in seinen Bildern unvergängliche Gestalt zu verleihen.

In Willrichs Adern fließt neben schwerem, erdverbundenem niedersächsisch-pommerschem Blut der väterlichen Pastoren- und Landwirtsfamilie, weltweit-hanseatisches der mütterlichen Großkaufmannsfamilie. Beides ergibt den eigenen Klang seines Werkes und die Sendung, der er in verpflichtendem Bewußtsein diente.

Hugo Willrich, der Vater des am 31. 3. 1897 in Göttingen Geborenen, legt größten Wert auf kunstkritische Erziehung und beginnt früh mit vergleichender Kunstgeschichte, die erst ein reifes und klares Urteil über erlebte Kunstwerke ermöglicht. Eine tiefe Versenkung in die Antike vermittelt Wertvorstellungen, die durch Kenntnis, vergleichende Betrachtung und tiefe Bildung begründet wird. So stolpert der junge Kunstschüler im Berlin von 1915, dem Rummelplatz wildwogender Kunstauffassungen und toller „Ismen" keineswegs und bewahrt sich ein klares Werturteil auch in der Nachkriegszeit, der Zeit wildester und korruptester Dekadenz verstörter „Kunstmacher". Es ist nicht leicht, sich zu behaupten, wenn man im Gegensatz zur „Neuen Kunst" steht, aber es ist ehrenvoll, einen als richtig erkannten Weg auch gegen den Zeitstrom zu verfolgen, denn als Makler auf der Kunstbörse in den Phrasennebel geistiger Zersetzung zu trompeten und viel Geld „zu machen". Der Perversität, die Wollust am Erbärmlichen, Gemeinen, Ohnmächtigen und Häßlich-Ausdruckslosen pflegt, setzt Willrich, aller gehässigen Anwürfe zum Trotz, die Darstellung des begnadeten, zum Höchsten entwicklungsfähigen Menschen als einem stolzen Gedanken Gottes entgegen. Nicht die mißratene, höchstens bedauernswerte Kreatur wird zum Mittelpunkt der Darstellung, sondern der edelgeborene, sittlich freie und schöne Mensch, dessen wohlgeratener Leib das Gefäß für einen ebenso wohlgeratenen Geist und eine edle Seele ist.

Das Erlebnis der Dekadenz von 1920 führt Willrich zu zwei Grundsätzen, denen er stets treu bleibt:

1. Unter keinen Umständen je mit diesen roten Wölfen zu heulen oder sich durch ihr Geheul auch nur irre machen zu lassen.

2. Der zur Zeit herrschenden Weltbetrachtung und Menschlichkeitsdeutung aus der Frosch-Sumpfperspektive proletenmäßigen Klassendünkels den sauberen gesunden Geist, die Naturliebe und die Freude an wohlgearteter schöner Menschlichkeit im Sinne der deutschen Jugendbewegung entgegenzustellen.

Hierzu führt ihn ein jahrzehntelanges gründliches Studium der Natur, die Aneignung eines soliden zeichnerischen Könnens, die Kenntnis feinsten Form- und Maßgefühles und die Schöpfung einer Malweise, die solchem Formempfinden Ausdruck zu geben gestattet. So zeichnet er sich denn durch die Schweiz und Italien, durch Holland, Belgien und Frankreich, um in Gemäldegalerien und Kirchen die Meisterwerke vergangener Zeiten zu studieren, sich das Leben mit Porträts verdienend.

Er studiert in Dresden vier Jahre in der Akademiezeichenklasse bei Richard Müller, sieben Jahre bei Hermann Dittrich, dem hervorragenden Lehrer für plastische Anatomie und ist in den letzten drei Akademiejahren

Meisterschüler bei dem bedeutenden Freskomaler Georg Lührig. Ehrende Auszeichnungen werden ihm in dieser Zeit zuteil, jedoch weder Staatsaufträge noch Stipendien, die in reichlichem Maße an die Jünger der „Neuen Kunst“ verliehen werden. Nur ein kleiner Kreis Wacher, völkisch Gesinnter, spürt die Kraft und Bedeutung dieses Mannes. Sie sehen in ihm den „Maler des deutschen Menschen“, der klar sichtbar machen kann, was ihnen allen als „gute Art“ noch verschwommen vorschwebt: die Schönheit des Körpers als Ausdruck vornehmer, höherer Menschlichkeit.

Da Willrich nicht Parteigenosse ist, wird er auch 1933 übergangen und mancher Postenjäger überflügelt ihn triumphierend. In der Zwischenzeit hatte er Pädagogik, Philosophie und Biologie studiert und beginnt 1934 seine Tätigkeit als Studienassessor. Freie Bahn zu eigenem Schaffen erhält Willrich erst, als er vom Reichsbauernführer zu dessen Stab als freier Mitarbeiter berufen wird. Bald finden seine Werke erfolgreiche Verbreitung in Deutschland. Ein Angebot des Scherl-Verlages, das Reproduktionsrecht aller seiner Arbeiten bis an sein Lebensende im voraus zu erwerben, lehnt er ebenso entschieden ab, wie ein Angebot Himmlers, einen hohen Ehrenrang in der SS zu bekleiden, wie auch den Eintritt in die Partei oder einer ihrer Gliederungen: Er muß frei sein für sein Schaffen, das dem deutschen Volke gehört, kann sich daher auch an keine Partei oder Organisation binden und niemanden unterstellen. Seine Werke werden in vielen Bänden veröffentlicht. Auf unzähligen Reisen durch Deutschland erwirbt er sein inneres Bild vom Reich, dem er in seinem 1938 abgeschlossenen Buch „Des Edlen Ewiges Reich“ Ausdruck verleiht. Er warnt darin nachdrücklichst vor jedem europäischen Kriege, weil hierin nur das beste Blut aller Nationen verströmen und diese in gefährlichem Maße schwächen würde. Während des Krieges wird Willrich als Feldwebel des ersten Weltkrieges eingezogen, erhält dann jedoch den Auftrag, Bildnisse der Männer aller Waffengattungen und Rangstufen zu schaffen, die sich durch besondere Tapferkeit auszeichneten. So entstehen die im ganzen deutschen Volke berühmten Bildnisse, die später als Postkarten auch überall hin in die Welt gelangen.

Zu Ende des Krieges wird er von der USA Military Police als Kriegsgefangener nach der Normandie verschleppt. Dort muß er bis zum Zusammenbruch seiner Gesundheit hungern und kommt schwerkrank in ein Lazarett, aus dem er 1946 entlassen wird. Er kehrt zu seiner Frau und seinen drei Kindern heim, die aus Berlin evakuiert worden waren. Sein Heim ist ausgeraubt worden, neun Zehntel seiner Arbeiten waren Opfer des Feuers und amerikanischer Souvenirjäger geworden.

Willrich steht wiederum am Anfang, schwer geschädigt an seiner Gesundheit und Arbeitskraft infolge der Nachwirkungen einer unmenschlichen Aushungerung, aber unerschüttert in seiner Ueberzeugung und bestärkt in seiner Kunstauffassung. Ihm gilt, daß, wer je die Gedanken erfaßt hat, aus denen ein Volk und ein Reich, kraftvoll und schön, hätte werden können, Volk und Reich weiterhin lieben wird, unbeirrt durch all das Elend, das menschliche Unzulänglichkeit und unmenschliche Grausamkeit angerichtet haben.

Am 18. Oktober 1948 ist Wolfgang Willrich nach einem unsagbar schweren Krankenlager gestorben.

*

Es folgen die letzten Abschiedsworte, die an seinem Grabe gesprochen wurden: „Und nun zieh ein zu den großen Toten unseres Volkes, Wolfgang Willrich.

Dank beherrscht an Deinem Grabe unsere Trauer, heller Dank für Dein Werk und Schaffen. In ihm mahnt die stolze Verpflichtung zum edlen Blute. In ihm lebt die Gewißheit von der Ewigkeit unseres Volkes.

Dein Name bleibt beschlossen in unserem Heiligtum: Deutschland!

Fahr wohl, Soldat des Reiches!
Fahr wohl, Du guter Kamerad!“

Die Schlucht

VON HEINRICH ZILLICH

In den Karpaten, nahe einem Berghof, das Grab eines Deutschen. Den hat der Krieg gefällt, achtzehn Jahre nach Friedensschluß. Ein Bauernweib schmückt es mit Enzian und Alpenrosen Ein Almbursch schnitzte ein Kreuz dafür. Später brachten fremde Arbeiter einen Marmorblock aus dem Tal herauf; sö weiß und glatt war der, wie es hier noch niemand gesehen hatte. Er komme von weither, aus Berlin, wo der Tote Frau und Kind hinterlassen habe, was aus den eingehauenen deutschen Buchstaben zu lesen sei, sagten die Arbeiter, zogen hierauf das Holzkreuz aus der Erde, senkten statt dessen den Block ein und gingen am Abend davon. Der Almbursch, der sie hatte gewähren lassen, hob sein Kreuz auf und stieß es, dem Steinmal gegenüber, wieder in den Boden. Zwei Zeichen hüten seither die Ruhestätte.

*

Während des ersten großen Krieges zu einer Stunde, als die Dämmerung über den Bergen zerrann und in den Tälern das Blau der Nacht anschwoll, hielt mit seinen Ulanen ein junger Leutnant vor dem Wirtshaus eines von Troßtruppen überfüllten Karpartendorfs weit hinter der Front. Er schwang sich aus dem Sattel, trat ins Gebäude, wo der Ortskommandant, ein Feldwebel, gebot, und forderte Quartier. Da stellte es sich heraus, daß wohl eine Scheune für Roß und Leute bereitstand, doch für den Offizier kein Bett. Der aber war wochenlang auf dem Pferd gesessen und hatte nachts im Heu geschlafen, so daß ihn die Sehnsucht nach einem reinen Lager fast verzehrte. Eigensinnig bedrängte er den Unteroffizier, ihm zu schaffen, was kein Hexenmeister aufzutreiben vermochte, und wußte nicht, daß er weniger noch Kissen und Leintuch begehrte als nach einer karg bemessenen Pause im unaufhaltsam gleich und düster verrinnenden Strom der heißen Wochen, die hinter ihm lagen und und seiner noch harrten.

Ja, meinte schließlich der Feldwebel, es stehe wohl noch ein unbesetzter Waldhof seitab auf dem Hang, den bisher nie jemand zum Quartier gewählt habe, weil der Weg dahin, obgleich nicht lang, steil und mühsam sei; wenn der Leutnant dies jedoch in Kauf nehmen wolle, so könne er sogleich einen Führer haben, der ihn dorthin bringe, den Einödbauer selbst, den ein Requirierungsbefehl ins Dorf gewiesen und der vor dem Tor noch warte.

Der Offizier gebot, den Mann zu holen, und erklärte sich, als er ihm ins Auge geblickt hatte, willens das Quartier aufzusuchen, ließ sein Gepäck bei den Ulanen in der Scheune, da er morgen in aller Frühe weiterreiten mußte, und tappte dann hinter dem Alten bergan.

Nach einem kurzen Stück des Pfads, der erst eine dunkle Alm hinanzog, trat der Bauer hinter den Leutnant und meinte freundlich in einer fremden Sprache, er müsse ihn nun, wo es durch den Wald gehe, an mancher Stelle am Koppel fassen, um ihn an den Abstürzen vorüberzuleiten. Darauf tauchten sie in die Tannenfinsternis, durch die manchmal ein Rauschen wogte. Oben, über den tausend Spitzen des Forstes, begleitete sie das gestirnte Himmelsblau, in das sie wie aus einem Schacht hinauffahen. Unter den Stiefeln des Reiters knirschte der Steig, während der Bauer auf weichen Bundschuhen lautlos darüber hinglitt. Obgleich der Offizier die führende Hand des Begleiters ununterbrochen spürte, war ihm zu Mute wie einem Verzauberten, der durch einen Traum voll Kühle, Wälderatem und Bergstille einsam schreitet — unfaßbar beglückend nach so vielen staubigen Ritten in trockenem Flachland, nach den lauten Männerstimmen, die ihn niemals allein gelassen hatten, nach Kampf und Not.

Einmal tobte ein Bach tief unter ihnen. Der Leutnant tastete mit zögerndem Fuß, trat auf die als Brücke dienenden, in der Nacht völlig unsichtbaren Baumstämme, über die ihn mit festerem Griff der Bauer lenkte. Hoch gingen sie auf schwingendem Holz über die Schlucht. Da war es ihm über dieser von unten heranhauchenden und rufenden Wasserflut, als berührte ihn das Drohen jener unsäglichen Abgründigkeit, in die ein aus dem Schlaf geschrecktes Kind hineinstarrt.

Bald ahnte er mehr, als er es erblickte, daß ein Haus vor ihnen aufwuchs. Der Bauer griff an ihm vorbei, öffnete scheinbar eine Tür in der Finsternis und schob den Leutnant über die Schwelle in einen warmen Raum, den die Feuerstelle mäßig erhellte. Als er eine Kerze entzündete, erwachte mit frohem Laut auf dem riesigen Schlafofen über dem Glutloch ein Mädchen. Es streckte ein Bein über die Lagerkante herab, langsam das zweite, und saß nun da im Hemd über den Männern mit rotbeleuchteten Waden, verblüfft und zunächst wie gebannt. Bei einer noch unwillkürlichen Bewegung des Körpers fielen ihr die dunklen Zöpfe über die Schulter. Da vermeinte der Leutnant den Duft der Strähnen einzuatmen, stand, schon bisher wie im Traum, noch tiefer gefesselt auf den schwingenden Brücken einer zeitfernen und doch lebensseligen Verwunschenheit.

Der Bauer lud den Regungslosen zum Sitzen ein. Das Mädchen sprang herunter, wobei das Hemd über die Schenkel hochschlug, und drückte den vollen Arm geschämig vor die rotgewordenen Wangen. Dann schlüpfte sie in den Kittel, war damit schon angekleidet und aller Scheu bar, während der Offizier noch immer verwirrt das Koppel abschnallte und sich niedersetzte. Flink kniete sie vor ihn hin und zog ihm, der leicht widerstrebte, die Stiefel mit kräftigem Ruck aus. Sie lachte dabei zu ihm empor, die Augen aus dem etwas geneigten Gesicht groß aufgeschlagen und blank von jenem neugierigen Blick, den alles junge Volk aufeinanderrichtet, wenn es sich jählings gegenübersteht. Freilich, kein Wort, das sie sprach, begriff er, und keins, zu dem er sich nun erraffte, verstand sie, doch das erhöhte bloß die wachsende Fröhlichkeit des Mädchens.

Der Bauer nahm Brot und Speck aus dem Wandschrank. Sie lief und brachte Milch, während sie hurtig plaudernd den Vater ausforschte. Der Leutnant saß stumm am Tisch, fühlte durch die Socken den warmen Lehmboden und den Strahl des Ofens am Antlitz. Er sah die kleine kahle Stube bewegt von den Schatten des Lichts und hörte den Atem des Waldes ans Haus wogen wie ein ruhiges Meer.

Mit der uralten Gebärde der Aufforderung zum Mahl deutete der Bauer auf das Essen. Bevor er das Brot anschnitt, ritzte er das Kreuz hinein. Sie tranken Milch. Sie aßen Käse und Speck. Hierauf wurde dem Offizier das Bett auf dem Ofen, wo bisher das Mädchen geschlafen hatte, neu gerichtet.

Allein gelassen, warf er die Uniform ab, stieg zufrieden in die Decken und streckte sich unter dem rauhen Leinen, bereit zu schlafen wie seit Monaten nicht. Ehe ihm die Lider zufielen, kam auf Zehenspitzen das heitere Wesen nochmals herein, nahm die Kerze, die brennend auf dem Tisch geblieben war, und wandte sich damit zur Tür, ihm aus den Augenwinkeln einen Gutenachtgruß zublinzelnd. Da streckte er ihr die Hand entgegen, als bäte er sie näher. Sie stockte und spähte mit lauschend erstarrten Zügen eine Weile auf die Finger des Mannes, die sich allmählich hoben und durch die Luft glitten, als wölbte sich das Haupt der Wartenden und Unschlüssigen unter ihnen; aber wieder zu ihm hinaufzublicken, wagte sie nicht, und schließlich trug eine zögernde Bewegung das in seiner Verhaltenheit doppelt reizvolle Mädchen über die Schwelle hinaus.

Es war noch Nacht, als der Leutnant, durch den Taschenwecker aus dem Schlaf gerissen, vom Lager in die abgekühlte Stube sprang. Er suchte nach einem Licht, fand es nicht und war gezwungen, sich im Dunkeln anzukleiden. Dabei stieß er an den Stuhl, horchte dem Geräusch nach und merkte, daß sich im Nebenraum, aus dem ein Schimmer durch die Türritzen sickerte, Schritte näherten. Das Mädchen trat ein und brachte die Kerze. Sie standen sich wie ertappt gegenüber, und da sie mit Worten zueinander nicht sprechen konnten, regten sie die Lippen in lautloser Scheu, Auge in Auge verloren, bis das Mädchen den Kopf, der sich zur Schulter senkte, aus seinem Blick zog und sich abkehrte. Rasch ging sie zum Schrank und trug Brot und Geschirr auf den Tisch.

War es das Klirren des Messers, das Klingeln seiner Sporen, die ihn aus der wartenden Süße des Augenblicks auffahren ließen? Er hielt plötzlich das Mädchen in den Armen und fühlte ihren Mund unter dem seinen sich öffnen.

Als er, den warmen Körper an sich gepreßt, mit Zeichen nach dem Bauer fragte, schüttelte sie mild das Haupt und deutete an, der schlafe noch; sie wolle den Gast selbst zu Tal führen; er möge sich nur still verhalten; und drängte sich ihm glühend zu.

Die Ulanen waren aufgesessen — da erst stürmte der Leutnant auf den Dorfplatz, der sich im Dämmern eben erhellte. Mit einem Satz im Sattel, ergriff er die Zügel. Sie ritten hinaus. Er bog sich oft zurück. Aus dem beschatteten Morgen traten die rauschenden Wälder hervor. Er sah sie von Hufschlag zu Hufschlag deutlicher um das Tal wogen. Er wußte nicht, wo er das Tor dieser dunkelgrü-

nen Herrlichkeit in der Nacht durchschritten hatte, wo er es im Tagesgrau, von einer liebkosenden Hand geführt, verlassen, nicht, wo jene Schlucht lag, wo jener Steig.

*

Wohl achtzehn Jahre später, als der Leutnant längst Sattel und Reitzeug verkauft hatte und in Berlin bei einer Tiefbaugesellschaft beschäftigt war, wurde er wieder in die gleiche Gegend der Karpaten geschickt, um die Anlage von Tunnels für eine Eisenbahnstrecke zu beaufsichtigen, deren viele der junge östliche Staat damals errichten ließ in den Provinzen, aus denen er sich nach dem Krieg durch die freigebige Laune der Geschichte hatte bilden dürfen.

Der Ingenieur ließ Frau und Kind zurück, machte sich bereit, mehrere Monate, wenn nicht gar Jahre, in der Wildnis zuzubringen, wohin ihn weniger der erhöhte Verdienst lockte, als jene Verführung der Ferne, die jeden bezaubert, der einmal jahrelang auf der Sattelwiege durch die Welt schaukeln durfte. Er dachte auch, als er Abschied nahm, daß er manche schon betretene Straße wieder gehen werde; und tatsächlich, ein Wind des Willkommens schien ihn durch das Zugfenster bei der Einfahrt in die riesigen Tannenwälder zu begrüßen, die wie einst rauschten. Indessen erkannte er kein Dörfchen wieder, durch das ihn die Bahn trug. Orte und Landschaft sahen zwar aus, als hätte er sie hundertmal besucht, doch erinnerte ihn nichts an einen besonderen Tag, und da erst wurde er dessen *inne, wie rasch und rücksichtslos ihn hier der* Krieg hindurchgehetzt hatte.

Nach einigen Wochen war ihm der Dienst im Berginnern ebenso gewohnt wie das Treiben in den Hütten am Tunnelvorplatz, wo auch die Taglöhner ärmlich hausten, während ihn ein Auto aus einer öden Mietwohnung der kleinen Stadt am Paßausgang allmorgens zur Arbeitsstelle brachte. Es war ein Leben und Werken, nicht anders als bei einem gleichen Unternehmen in der Heimat, bloß an Annehmlichkeiten geringer und an Aerger reicher. Das eigentlich Abenteuerliche, das er ersehnt hatte, wollte keineswegs aufsteigen. Vor allem die Arbeiter bereiteten ihm Mühe. Sie zeigten sich faul, durch Trunksucht unzuverlässig und streitsüchtig; wurden sie hart angefaßt, so nötigte ihre Unterwürfigkeit auch keine Achtung ab. Er wäre ihrer kaum Herr geworden, hätte er den Aufsehern nicht die landesübliche brutale Menschenbehandlung abgelernt, die sich bis zu Schlägen steigern durfte, wobei er sich davor hütete, selbst zuzuschlagen, denn das zu tun, begriff er, geziemte bloß den kleinen Vorgesetzten.

Einmal freilich ergab es sich, daß eine Ohrfeige die einzig passende Antwort auf eine Bedrohung durch den Burschen war, diesem selbst vorteilhafter, als wenn er den Gendarmen übergeben worden wäre. Der Kerl zeigte sich flink bei der Arbeit, anstellig auch über seinen einfachen Dienst hinaus, so daß er dem Ingenieur in der Menge der anderen auffiel und von ihm gern gesehen wurde. Bei besonderen Aufträgen griff er freudig zu und vergaß sich daran mit einer Hingabe, daß man meinen konnte, er verdiene es, ein wichtigeres Handwerk zu treiben als die Steinklopferei oder was sich beim Bau gerade als vordringliche Beschäftigung für die Tagelöhner ergeben mochte. Doch quälte den hellhäutigen Lümmel eine friedlose Gehetztheit, vermutlich weil ihn die übrigen oft hänselten, seiner Jugend wegen oder einer anderen Ursache halber. Kam es dabei zu Zwisten, so prügelte er sich blindlings und verübte allerlei Unfug. Als sich dies arg häufte, der ganze Bauplatz seinetwegen von Gehässigkeit und Lärm tobte, entschloß sich der Ingenieur, den Burschen zu entlassen. Kaum hatte dieser durch den Dolmetscher vernommen, was über ihn verhängt worden war, so griff er nach einem Stein und drang damit auf den Deutschen ein, und da eben klatschte ihm dessen Hand ins Gesicht vor den Augen der Belegschaft, die sich in knechtischem Beifall nicht genug tun konnte. Ernüchtert, von der Feindschaft aller umbrüllt, stand *der Junge bis ins Herz getroffen da, ließ sich* den Lohn in die Finger drücken, sprang in die Schlafhütte, aus der er nach kurzem, sein Bündel unterm Arm, hervorschoß und geradewegs die Lehne hinanstieg. Er ging dabei unwahrscheinlich schnell mit langen, sicheren Schritten, die den Bergbewohner verrieten und deren federnde Kraft dem Ingenieur, der ihm nachblickte, wieder wie so manches an dem Burschen derart gefiel, daß er ein Gefühl des Bedauerns verspürte, als er ihn nun im Wald verschwinden sah.

Bald lernte er einen deutschen Forstmann kennen, ein Rauhbein, wie er es an anderen Orten kaum beachtet hätte. Hier schloß er mit ihm eine derbe, von Wein und Tabak umdunstete Freundschaft, die auf gemeinsamen Pirschgängen, wenn sie dem Auerhahn nachstellten oder den Luchs zu erlegen trachteten, über die Gleichförmigkeit der Tage hinweghalf. Den letzten Trieb genossen sie bei schallendem Gelächter in den Dorfschenken und scherzten mit den Landleuten, die den

Förster wie ihresgleichen einschätzten und seine dröhnende Art ehrten.

Mitunter übersetzte dieser dem Berliner, was die Bauern vom längst in die Geschichte verdämmerten deutschen Heereszug erzählten, der in der Gegend als Bild unaufhaltsamer Macht nachlebte, die dereinst zurückkehren werde, wie die Leute angesichts der trüben Verwaltungsstände der Gegenwart flüsternd weissagten, zurückkehren, um eine bessere Ordnung aufzurichten. Ja, dies schwatzten sie, und es sei schön, eine solche Hinterlassenschaft zu entdecken, wie ja auch — sagte der Förster einmal — die andere, die man noch vorfände, einige Blondköpfe, wohlunterscheidbar von den übrigen Dorfsprößlingen, nicht eben das Schlechteste im Lande sei, worauf er denn, um der deutschen Manneskraft willen, einen Korn spendieren müsse.

Der Ingenieur lachte mit, doch als er den Blick durch das Dorfkrugfenster in den Abend sandte, darin die Tannenwand schweigend harrte, wehte ihn jählings ein Erinnern an. Er verstummte erschrocken.

„Was ist mit Ihnen, Kamerad?" fragte das Rauhbein.

„Nichts —" anwortete der Sinnende, schenkte sich das Glas voll und trank es aus, nachdem er es den Wäldern entgegengehoben hatte.

*

Auf einem dieser Jagdausflüge verließen sie bei einfallender Nacht das Auto am Rande eines Dorfes und stiegen den Talhang zum Wald empor, noch vor völliger Dunkelheit einen nahen Berghof zu erreichen, wo sie schlafen und früh am Morgen zum Ansitz weitergehen wollten. Wie sie aber in den dichten Tann kamen, konnten sie die Hand vor den Augen nicht mehr erkennen. Keuchend tappten sie vorwärts, der Förster mit grimmigem Fluchen, weil er die Laterne daheim vergessen hatte. Nur nach einiger Zeit lernten sie den schmalen blauen Streifen der Nacht, der über dem Pfad mitzog, als dessen gleichsam himmlisches Spiegelbild zu nutzen und sich von ihm führen zu lassen, um rechts oder links nicht an die Bäume zu prallen. Bald hallte das Rauschen von Wasser unbändig durch die Stille dieser lichtlosen Welt, von unten her und mit hochflutender Kühle.

„Gehen Sie vor mir!" sagte der Forstmann, „hier muß ich sie gängeln wie ein Kind!"

Der Ingenieur hörte es mit einem Aufwallen seines Bluts. Er tat aber, wie ihm geheißen, und spürte erschauernd die stoßende Hand des Rauhbeins am Rock.

„Nun passen Sie auf. Wir gehen da über eine Schlucht. Setzen Sie ruhig Fuß vor Fuß. Nur ruhig. Fühlen Sie einen Baumstamm?"

„Ja, ich weiß —" erwiederte er leise, und da war es schon, was er kommen wußte, der Anhauch des Wassers, das er roch und das ihn mit einem Schwall von Frische umkleidete, das federnde Holz unter den Sohlen, die freie, gefährliche Aufgebotenheit in die Lüfte. Darauf traten sie wieder den festen Grund und standen rasch vor dem Berghof.

In tiefer Bangigkeit, die seine Brust füllte und auch die ganze, bloß in Abschattungen der Finsternis sichtbare Landschaft zu beherrschen schien, schob sich der Ingenieur durch die vom Förster geöffnete Tür und blieb daran stehen.

Es zuckte ein Schein über den Lehmboden. Es flammte eine Kerze auf dem Tisch. Dahinter spähte eine Frau, das Licht mit der flachen Hand abschirmend, den Gästen entgegen. Nun erhob sie sich und begrüßte den Forstmann. Nun sprach sie mit ihm. Der Ingenieur aber, wie erwachend, warf plötzlich den Rucksack ab und setzte sich grußlos auf einen Stuhl, den Blick auf das Glutloch gerichtet. Langsam wagte er aufzusehen, senkte wieder den Kopf und machte sich an seiner Jagdtasche zu schaffen.

Aechzend und behaglich die Hände reibend nahm der Förster Platz. Plötzlich rief er: „Menschenskind, Sie haben wahrhaftig eine Sonnenbrille aufgesetzt!"

„Das Feuer blendet mich —"

Das Mahl war schnell bereitet. Die Frau legte den Brotlaib wie ein Kind an die Brust, ritzte das Kreuz hinein und schnitt ihnen dikke Scheiben herunter, wozu sie noch Käse, Speck und einen Krug Milch brachte.

Sie hatte schwarzes Haar, doch hingen die Zöpfe nicht frei herab; unter dem im Nacken verknoteten Kopftuch bauschte es sich ungebärdig hervor, die Stirne beschattend. Zwischen Mund und Wangen verlief eine zarte Falte. Die Haut war wie feines bräunliches Leder, gesund und durchblutet, freilich nicht mehr ganz straff. Die Stimme indessen erklang im Wohllaut einstigen Frühlings überraschend schön und verriet eine unbedenklich beschwingte Seele.

Der Ingenieur beobachtete dies alles mit scharfem Empfinden, dann maß er mit gleicher Aufmerksamkeit seine eigene Gestalt am Stuhl ab, auf dem er saß wie einst, entdeckte, daß er ihn breiter einnahm, und dachte, ja, mein loser Jagdrock ist keine Ulanka, die Bergschuhe sind keine Reitstiefel, und auf der Nase trage ich eine Brille.

Kauend sagte der Förster: „Die Frau ist auch eine dieser Magdalenen, von denen ich Ihnen erzählt habe."

Der Ingenieur legte das Messer nieder und blickte mühsam auf.

„Im Krieg hat ihr ein deutscher Soldat ein Kind dagelassen —"

„Ein Kind?"

„Der Hof muß ein besonderes Ansehen genossen haben. Deshalb hat man sie wohl im Dorf nachher tüchtig verschrien und beschimpft, obgleich es da unten derlei Kuckucke auch gibt. Und kam sie mit dem Jungen —"

„Ein Junge?"

„Er muß jetzt erwachsen sein. He du, wie alt ist dein Sohn?" wandte sich der Förster in der Landessprache an die Frau, die am Ofen lehnte.

„Ei, Ihr redet von meinem Sohn!" antwortete sie überrascht, stieß sich mit einer jugendlichen Bewegung von der Ofenwand ab und begann an den Fingern zu zählen: „Es war im Winter, als er zur Welt kam, zwei Jahre vor Kriegsende. Das wird also, laßt mich sehen, das wird achtzehn Jahre her sein. Ihr könnt ihn bald selbst darnoch fragen. Er muß gleich von der Alm zurückkehren!"

Der Ingenieur stützte das Haupt in beide Fäuste. Er hörte stumm, wie der Förster gemächlich fortfuhr: „Wegen dem Jungen wurde sie also verlästert. Kam sie ins Dorf, so keifte es hinter ihr her; einmal geriet sie ahnungslos in die Menge, die aus einer politischen Versammlung halb betrunken herausdrängte — irgend ein Wahlredner hatte nichts gescheiteres zu tun gehabt, als gegen die Deutschen zu hetzen — und da fielen die Erregten über sie her, schlugen sie, schlugen auch ihren Vater, der sich wehrte und einen Stich kriegte. Daran ist er nach Wochen gestorben. Sie hat sich das zu Herzen genommen, lehnte jeden Freier ab, selbst als Gras über die Geschichte gewachsen war. Eine Menschenverräterin! Davon mag einiges auf den Jungen abgefärbt haben, denn der verträgt sich mit niemand. Jetzt, seitdem sich kein Mensch mehr um sie kümmert, ist sie freundlicher geworden. Sie hat mir sogar einmal von ihrem Soldaten erzählt. Soll so ein Feiner gewesen sein; mein Gott, bei diesen Leuten ist jeder fein, der einen Rasierapparat besitzt. Aber die Frau — schauen Sie sie an! — die war früher gut im Saft. Wer hätte der nicht gern an den Kittel gelangt!"

Mit einem entschlossenen Griff nahm der Ingenieur die Brille ab, rückte sich die Kerze nah ans Gesicht und hob es der Frau entgegen. Die beachtete ihn nicht, räumte ruhig den Milchkrug vom Tisch; dabei zog ein Horchen über ihre Mienen. Sie nickte und ging zur Tür, durch die im selben Augenblick ein junger Mann in Bundschuhen eintrat. Knabenhaft heiter reckte er die Hand, als er den Förster erkannte, dann stutzte er, sein Blick hatte den Ingenieur entdeckt. Dieser aber, unfähig sich zu regen, in einer nie gefühlten Verwirrung starrte ihn entgeistert, ja voll Abscheu an.

Das unerwartete Benehmen der beiden, von denen der Junge nun mürrisch zum Förster hin grüßte, verblüffte die anderen. „Na, komm her!" brummte das Rauhbein, „Was gibt es da zu gaffen! Ein Freund von mir, der Deutsche vom Tunnelbau!"

„Ach Herr", antwortete der Bursch, indem er sich fahrig ins Licht schob, „Der Teufel hole die Deutschen! Sie bringen nichts Gutes!"

Der Förster pfiff mit gespitzten Lippen: „Sieh an! Ich bin doch auch ein Deutscher, und du bist es halb!"

Der Junge stand wie ein Balken, nur die Stirne rötete sich ihm, als er erwiderte: „Sie brauchen mich nicht zu beschimpfen wie die Dorfleute. Dieser Herr vom Tunnel hat mich aus der Arbeit gejagt. Jetzt sitzt er an unserem Tisch."

„Der ist's!" rief die Frau, und ihr Körper begann zu wiegen: „Der!"

Der Förster, den der Zwischenfall ärgerte, zerrte den Burschen auf die Bank neben sich und murrte: „Her mit dir, du Teufelsbraten. Das werden wir gleich in Ordnung haben! Her, setz dich!" und zwang den Widerstrebenden ruhig zu verharren, dann kramte er aus dem Rucksack eine Flasche mit Schnaps und hielt sie ihm hin: „Nimm einen ordentlichen Schluck und wisch mir die Oeffnung nachher ab. So!" Er trank darauf selbst und stellte die Flasche vor den Ingenieur. „Jetzt will ich Frieden haben! Was hast du ausgefressen? He, Sie Berliner, das muß ich Ihnen übersetzen. Mein Gott, was schneiden Sie für ein Gesicht."

Der Ingenieur, in den Anblick des Jünglings versunken, las in dessen Zügen wie in einem fremden Buch, darin manches Wort vertraut anklingt, kein Satz aber einen faßbaren Sinn enthüllen will. Hell die Augen, licht die Haut, das braune Haargeflecht zwar verwildert, doch dem eigenen Haar farbgleich, die Wangen, der Nasenrücken — alles hätte aus seinem Antlitz in dies junge getreten sein können, das Gesamtbild freilich war fremd, unsäglich fremd. Qualvoll stöhnte er auf. Das Weib, über die Tischkante vorgebeugt, äugte gespannt von ihm zu ihrem

Sohn; sie ahnte das Nahen einer Gefahr und war bereit, sich vor ihr Kind zu werfen.

„Sagen Sie dem Burschen, er könne wieder zur Arbeit kommen," brachte der Ingenieur endlich über die Lippen und wendete dabei das Haupt hin und her, als würgte ihn jemand. Er hatte dies nicht sagen wollen. Er hätte lieber geschrien, was starrt ihr auf mich, ihr beiden fremden Menschen mit euren harten Augen, ihr geht mich nichts an.

Ueber den Mund des Jungen glitt ein Schatten, den die Nase warf. Dieses Spiel des Lichts hatte er schon gesehen, fern von hier, bei seinem Kind, das jetzt zur Stunde in Berlin im Bett lag neben seiner Frau; die Straßenbahn klingelte vorbei über den Wittenbergplatz. Wie fern, wie fern! Er strich mit der Hand über das Holz des Tisches. Hart und fest fühlte es sich an und war so wirklich wie das Rauschen des Waldes.

Die Frau dankte ihm mit wohlgesetzten Worten in hergebrachter Weise. Der Junge freilich saß steif und ergab sich nicht so schnell. Das gefiel dem Ingenieur, er trank und lächelte, er nickte freundlich, als wäre der Streit nicht der Rede wert gewesen.

„Also Frieden!" dröhnte der Förster und ließ die Flasche kreisen, rief auch die Frau an den Tisch, die sich nach schwachem Zieren setzte, breit die Arme auf die Platte legte und einen vollen Schluck Schnaps nahm. Ihr Mund rötete sich, ihre Augen glänzten, ihr Lachen klang beruhigt.

„Ja, Frieden!" bestätigte der Ingenieur und schämte sich sogleich des törichten Ausrufs, trank dennoch, bis ihm die Ohren sausten und ein guter Nebel auf seine Gedanken drückte. So vermochte er sich unbefangener zu zeigen, von der Ofenhitze in ein wohliges Brüten verführt. Er zog an der Tabakpfeife, er hüllte sich in dichte Rauchwolken, als wollte er dahinter verschwinden wie ein Geist, der nur für einen Augenblick in dieses Haus geguckt hatte und nun zurückkehrte dorthin, wo die vergeßbare Wirklichkeit hier, darin er gerade noch ein wenig verweilte, nicht mehr galt. Da merkte er, daß ihn die Frau mit veränderten Augen betrachtete. Zugleich sprach sie etwas zum Förster mit ihrer dunklen Stimme, darin ein erzener Ton mitschwang. Wie ein Wald ist diese Stimme, dachte der Ingenieur, und es wurde ihm wieder eng um die Brust.

„Herr, den Deutschen muß ich irgendwo schon gesehen haben," sprach sie, und der Förster übersetzte es. Jäh zerriß die Benommenheit des Berliners. Ohne Zögern verkündete er: „Sagen Sie ihr, daß sie mir einmal die Reitstiefel ausgezogen hat!"

Laut, beinahe verbissen wiederholte er: „Ja, mir!"

„Sie sind wohl nicht bei Trost!" knurrte der Förster und schlug auf den Tisch.

Die Frau bedurfte der Uebersetzung nicht. Sie hatte dem Fremden vom Gesicht abgelesen, was er meinte. Sie schrie nicht auf, sie blieb sitzen. Nur die Hände legte sie vor das Antlitz, das rot anlief wie bei einem Mädchen, und zwischen den gespreizten Fingern spähte sie hervor auf den Mann, schwer atmend, so daß man in der Stille die Luft über ihre Lippen sprudeln hörte. Dann sanken die Hände nieder. Sie wandte sich, das Haupt hebend, dem Sohn zu und sagte: „Das ist dein Vater!"

Die Gewalt dieser Worte sank auf alle nieder und erdrückte sie fast. Keiner vermochte sich zu regen. Ihre Augen, sich suchend, glitten wieder ab. Der Förster trank einigemal, räusperte sich und schüttelte den Kopf. Dazwischen rief der große Wald mit seinem Rauschen.

Plötzlich flüsterte der Ingenieur mit heiserer Stimme: „Sagen Sie ihr, daß ich mich freue, sie und den Jungen zu sehen."

Der Förster übersetzte es. Darnach gebot wieder die Stille und von draußen das Wogen des Waldes.

Wieder eine Frage, eine täppische Frage: „Wie ist es ihr ergangen?"

Zag lebte ein Gespräch auf; sie redeten zueinander über eine Kluft hinweg, die von keiner Brücke überspannt wurde, und sie redeten an dem Burschen vorbei. Wo er saß, war ein Schweigen wie eine Mauer.

Die Mutter gab so leise, wie sie gefragt worden, Bescheid: Elend und Verfolgung habe sie erlitten; nun sei zum Klagen kein Grund mehr; dem Jungen habe niemand den Weg mit Blumen bestreut, doch jetzt fände er ja Arbeit bei seinem Vater. So sagte die Frau, blickte auf den Sohn, und die beiden Männer taten es auch. Der saß und schwieg. Es schien als leuchteten ihm Tränen in den Augen, es konnte ebensogut Fieber sein, davon sie glänzten. Der Förster stieß ihn freundschaftlich in die Seite. Ein Schauer schüttelte den jungen Leib.

Die Frau begann wieder zu sprechen: oft sei der Sohn geschlagen worden, weil er von einem Deutschen abstamme; daher meide er die Menschen und sitze am liebsten allein im Wald.

Ob sie Not litten, wollte der Ingenieur wissen und dachte, nun sorge ich mich um die beiden, als gehörten sie zu meiner Familie.

Der Förster räusperte sich unbehaglich: „Wozu das Gerede! Schenken Sie ihnen etwas! Und dann trinken wir noch einen!" Er fing zu husten an und konnte sich lange nicht beruhigen. Zwischendurch nickte er dem Ingenieur aufmunternd zu.

Der legte alles Geld aus der Tasche auf den Tisch. Seine Finger zitterten, aber nun lag es schon da, und zitternd nahm es die Frau entgegen. Nie hatte sie einen solchen Schatz besessen!! Sie hielt ihn ratlos und wußte nicht, ob sie die schenkende Hand küssen solle; er war doch ein Herr, und darum küßte sie die Hand, jäh zufassend, ehe er sie zurückzuziehen vermochte.

„Gehen wir!" entrang es sich dem Ingenieur. Er stand hastig auf. „Gehen wir! Es ist besser — glaube ich. Sagen Sie ihr, ich würde noch oft —"

Der Förster klopfte die Pfeife aus und gab kurz zu verstehen, er und sein Gefährte hätten sich entschlossen, schon jetzt zum Ansitz aufzubrechen. Sie schnürten die Rucksäcke. Beschämt standen die beiden Hofleute und sahen zu.

„Alles Gute!" Der Ingenieur reichte der Frau die Hand.

„Alles Gute!" erwiderte sie schluchzend in ihrer Sprache.

Als er vor den Jungen trat, um sich auch von ihm zu verabschieden, schlug ihm ein Haß so wild, eine Not so zerquält aus dem verkrampften Antlitz entgegen, daß er erschüttert zurückwich und nur mit Ueberwindung nochmals die Hand vorstreckte. Da wurde sie weggestoßen, und nicht genug damit, ein zweiter Stoß traf ihn vor die Brust. Er nahm es hin, er wehrte sich nicht. Er fiel bloß dem Förster in den Arm, freilich zu spät; schon war, von dessen Faust zurückgerissen, der Bursch hart zu Boden gestürzt und lag einen Augenblick regungslos auf der Erde. Der Ingenieur und die Frau, vom gleichen Schreck durchzuckt, beugten sich über ihn. Dabei flutete ihr Haar aus dem Tuch und prallte an die Wange des Mannes. Sobald der Junge sich regte, sahen sie einander erlöst und verzeihend an, vom Grunde eines dunklen Einverständnisses und Wissens inniger vereint, als in der heißen Minute vor endlos fernen Jahren; dann warf sich die Frau mit starken Armen auf den wütend aufbrüllenden Sohn; und die Männer gingen in den Wald hinaus.

Sie schritten wortlos zu Tal. Als sie die Schlucht im Rücken hatten, sagte der Ingenieur anhaltend: „Ich muß zurück!"

Der Förster schnaubte vor Erstaunen.

„Ich muß etwas in Ordnung bringen!" wiederholte der Berliner.

Da hatte der andere seine Sprache wiedergewonnen: „Menschenskind, das ist alles scheußlich. Was wollen Sie noch?"

„Ja, wenn ich es wüßte!"

Er stand da, von einem gnadenlosen Gefühl zermartert: er mußte zurück, mußte etwas gutmachen; seine Heimat war die große Stadt, war nicht der Wald, war das Kind und die Frau dort am Wittenbergplatz; hier jedoch rief ihn ein Schicksal, das seinetwegen zwei Menschen geschlagen hatte, viele Jahre hindurch, und er hatte es nicht einmal geahnt; er mußte zurück.

Der Förster redete auf ihn ein und setzte sich schließlich in Gang. Der Ingenieur folgte ihm schweigend.

*

„Aufeinmal hörte ich seine Schritte nicht mehr," erzählte später der Forstmann, „Das Rauschen des Baches war leiser geworden. Dennoch hörte ich seine Schritte nicht. Er war umgekehrt. Ich rief. Keine Antwort. Ich rannte den Berg hinauf. Die Laterne hatte ich leider daheim vergessen. Daher kam ich nur mühsam vorwärts. Als ich die Balken der Schlucht unter den Sohlen hatte, glaubte ich zu merken, daß jemand vor mir lief. Ich kriegte ihn zu fassen. Es war der Bursch — na ja, sein Sohn. Er gebärdete sich wie toll. In der offenen Tür stand die Frau, als ich ihr den Kerl am Krangen heranbrachte. Er heulte: nichts Böses habe er getan. Er sei seinem Vater — Vater sagte er — und wie er das sagte! als sei es das Höchste auf der Welt, nachgelaufen sei er ihm, er wisse nicht weshalb. Ueber der Schlucht, auf den verdammten Balken, plötzlich standen sie voreinander. Sie hatten sich beide gesucht. Unbegreiflich, verrückt, aber es ist so, und man kann sich darüber Gedanken machen. Na ja, wenn der Sohn auf einmal den unbekannten Vater findet, und umgekehrt. Muß seltsam sein, zum Teufel! Die Balken sind gefährlich. Da ist also der Ingenieur abgestürzt, gerade als ihm der Junge die Hand küssen wollte. Mitten in die Schlucht. Dort fanden wir ihn, als es tagte. Das Wasser rauschte über ihn hinweg. Seine offenen Augen blickten hinauf in den Wald. Sein Gesicht sah aus, als träumte er."

Keine Legende

VON JOSEF M. WEHNER

Es gibt keine Legenden mehr, sagt man. Aber die so sprechen, sind seelenblind und herzenstaub und man sollte ihrer nicht achten.

In unserem Dorfe wohnt eine Frau. Sie gehört zum großen Stamme der namenlos gewordenen Evakuierten, die in der Mundart unserer Landschaft die Effakierten heißen, was auf französisch auch die Ausgelöschten bedeuten könnte.

In Wirklichkeit ist ihr Leben auch ausgelöscht. Nicht, weil ihr kleines Siedlungshaus am Stadtrand einst in Trümmer ging: am selben Tage wurde auch die herrliche Michaelskirche von einer gewaltigen Bombe zerstört, und die Frau hat mir erzählt, sie habe über die Kirche des Erzengels geweint, wie nur ein Mensch weinen kann, wenn ein Zeichen des Göttlichen zerstört wird; vor dem Schutt ihres Hauses habe sie aber — und das klingt schon unglaublich — ein Tedeum angestimmt und Gott gedankt für alle Schönheit und allen Frieden, den sie in ihrem Hause ein Jahrzehnt lang genoß.

Als aber in den letzten Kriegstagen ihr Sohn über Berlin von einem Mustang abgeschossen wurde, gerade als er die fliehenden Armen mit seinem Geschwader von den nachströmenden Bolschewiken abtrennte, brach ihre Natur entzwei. Der Mensch, der sie bisher gewesen war, wurde ausgelöscht, und es stand ein anderer Mensch in ihr auf, der von nun an im Unsichtbaren lebte. Sie starb zwar nicht, aber sie sah auf einmal das unsichtbare Reich, in dem auch die Toten zuhause sind, mitten im hellen Tag, als ob da keine Grenze mehr sei.

Eines Tages ging sie am Friedhof vorbei. Es war ein neuer Friedhof, denn der alte war im Kriege überfüllt worden wie das Dorf selber, aber die reichen Eingeborenen hatten sich ihre herrlichen Familiengräber gesichert und sie üppig mit Blumen geschmückt, während nicht weit vom steinernen Eingangstor dreißig schmale Gräber mit Hahnenfuß, Brennesseln und Löwenzahn überwuchert waren.

In diesen Gräbern schlummerten dreißig Soldaten. Sie waren in dem großen Lazarett inmitten des Dorfes gestorben und hierher gelegt worden. Ihre Eltern und Geschwister waren in der wirren Völkerwanderung vom Osten her verschollen, kein Mensch im Dorfe kümmerte sich um die Verlassenen, und so war eben die reiche Wildnis über ihre Gräber gekommen, um sie einzuschlingen und auszulöschen wie tausend Dinge in unserer Welt, die nicht mehr von Erinnerung und Sehnsucht getragen werden.

Nein, es erschien kein Engel an jenem Tage und führte die Frau zu den Gräbern hin. Oder doch? Es war ein heißer Sommertag und der Wind war still.

Niemand sah die Frau, als sie wenig später mit der Hacke auf den Friedhof ging und anfing, das Unkraut auszujäten. Die geschäftigen Leute sahen sie auch nicht, als sie nun Tag für Tag in der heißen Sonne stand und die Arbeit fortsetzte; vielleicht wollten sie auch das Wesen gar nicht sehen, das da über den fremden Gräbern hantierte, so nutzlos und peinlich wie der Engel der Barmherzigkeit selber.

Als sie am zehnten Grabe angelangt war, gesellte sich in der Dämmerung eine andere Frau zu ihr, eine Alte aus dem Flüchtlingslager, das im Sumpfe stand; beim zwanzigsten Grabe waren es schon drei Frauen, nicht mehr, aber auch nicht weniger, keine Engel, sondern abgeblühte Menschenfrauen, die irgendwo im Osten, wo die große Wetterwolke stand, ihre Söhne verloren hatten.

Und eines Tages waren alle Gräber blank. Die Frauen schüttelten ihre Röcke und gruben in ihren Taschen. Es gab damals viel Geld für alle schwarzen Dinge, aber die Frauen kauften Astern und Vergißmeinnicht, Brennende Liebe und Heidekraut und gruben es mit ihren Seufzern in die schmalen Gärtchen ein. Wäre der Teufel zu jener Zeit am Friedhof vorbeigegangen, so hätte er nur hochmütig die Nase gerümpft und gesagt:

„Was sollen die schmutzigen Hoffnungen? Sie arbeiten ja doch nur aus Verzweiflung." Und der große männliche Todesengel, wenn er vorüber gegangen wäre, hätte geschmunzelt und zu Gott in gutem Humor hinaufgerufen: „Schau nur, unendliche Liebe, hier mutterts."

Aber ich erzähle ja keine Legende, und so lasse ich nun auch den Engel und den Teufel wieder verschwinden und dafür den Gemeinderat unseres Dorfes aufmarschieren.

Die geschäftigen Leute sahen auf einmal die Blumen, dann auch die Frauen, und zuletzt die Gräber. Sie schämten sich ein wenig, und nun schaltete sich hörbar der Gemeinderat ein. Oh, es gab keinen witzigen Schluß, über den man bitter und billig spotten könnte, sondern der brave Gemeinderat übernahm von nun an die Gräber in eigene Pflege und übertrug sie den Gärtnern.

Seitdem glüht auch der vordere Teil des Friedhofs im Frühlings-, Sommer- und Herbstflor. Jeder, der vorübergeht, nimmt eine Brust voll von dem würzigen Dufte mit — und die Frauen?

Ich las gestern im Buche eines neuen Philosophen: „Die Welt der Pflanze reicht nicht weiter als die unmittelbare Berührungsnähe."

Die Frauen wissen es besser. Für sie, die im Unsichtbaren leben, blühen die Blumen auf den Gräbern ihrer Söhne fern im Osten, wo die ewige Wetterwolke droht; sie sind Kinder Gottes und des großen Alls, in dem ein Ding für das andere steht, und wenn sie in die Gräber hineinblicken, dann lächeln ihnen ihre Kinder herauf.

TROMMELFEUER

ITALIEN 1943

E. K. LUNDT*)

Seit Tagen wissen wir, daß die Amerikaner einen Großangriff planen. Von der Kompagnie kamen Melder, die berichteten, daß Massen von Material sich beim Amy stauen und bei den Landungsstellen ungezählte Panzer ausgeladen werden. Die Räumung der vordersten kanadischen Linien in unsrem Abschnitt ließe den Einsatz schwerster Artillerie und von Bombern erwarten.

Von uns kommt kaum noch ein Schwanz durch. Die Amys uns gegenüber liegen Tag und Nacht auf der Lauer und entfachen Feuerwerke auf einzelne Leute, die ihnen vor die Flinte laufen.

Ihre Artillerie verstummt überhaupt nicht mehr.

Bei uns toben jede Nacht die erbittertsten „Straßenkämpfe" zwischen Jagdkommandos, die das Ziel haben, möglichst viel beim Gegner zu erfahren und Gefangene zu holen.

Die Maschinenwaffen hämmern in den nicht mehr abreißenden Nahkämpfen, an vielen Stellen haben sich stundenweise die Nester und Deckungslöcher so ineinander verkrallt, daß von beiden Seiten keine schw[illegible] Waffen mehr eingreifen können — da [illegible] nicht mehr weiß, was dem und jenem gehört ...

In den kühlen, regenfeuchten Nächten stehen die Leuchtkugeln über dem Niemandsland und übergießen die Trümmer unsres sterbenden, versinkenden Dorfes mit traumhaft silbrigem Licht.

Ich liege oft stundenlang am Trichterrand, starre hinaus in die Nacht und lausche dem Atem des Krieges. Klammere die Hände um den Stahlabzug der Waffe, um nicht zu vergehen in dieser ungeheuren Einsamkeit des Sterbens und in der Atmosphäre des Todes, die aus den aufsteigenden Nebelfetzen über die zerwühlte Erde kriecht.

Drüben rollen die amerikanischen Kolonnen Tag und Nacht. Sie schleppen Material und Menschen heran ohne Ende, unaufhaltsam. Wenn wir das Ohr an die Erde legen, dann können wir ihr Beben spüren, dann hören wir den Tod fahren ...

Ra ta ta, ra ta ta, ra ta ta ...

Unermüdlich, unaufhaltsam, immer wieder. Immer wieder.

Es ist nervenzermürbend zu hören, wie da drüben Hunderte von Trucks und Panzern anrollen, wie sie drüben unser Ende herankarren — ra ta ta, ra ta ta ...

*) Dem Buche von E. K. Lundt „Männer in Sturm und Tod" entnommen. Im Dürer-Verlag, Bs. Aires, 1948.

Wie sie Stunde für Stunde an unserem Grab schaufeln.

Man möchte aufspringen im irren, jähzornigen und sinnlosen Haß und dem Tod, der da drüben auf Gummirädern und Raupenketten anrollt, die Handgranaten zwischen die grinsenden Zähne dreschen, dreinschlagen und morden ...

Nur nicht liegen müssen in ohnmächtiger Wut und hören — ra ta ta, ra ta ta, ra ta ta ...

Dann sehe ich uns alle noch einmal auf dem Truppenübungsplatz von Grafenwörth stehen, an den Waffen und Fahrzeugen, und dahinter die lange Reihe der toten Kameraden ...

Die zweiunddreißig toten Kameraden in den sonnendurchglühten Niederungen auf Sizilien, in den zerbombten Dörfern und den zerrissenen Weingärten ...

Wer wird der nächste sein?

Wir „Alten" wissen genau, daß auch wir dem Gesetz gehorchend irgendwo liegen bleiben werden, daß auch unsere Zeit abgelaufen ist.

Daß unsere Zeit ablief mit jedem Rad, das sich drüben in den letzten Tagen drehte, mit jeder Granate, die herangekarrt wurde und nun bereitliegt, um in den Verschluß geschoben zu werden, daß wir am Ende sind.

Wir haben kaum mehr schwere Waffen — in den Stellungen hinter den Albanerbergen schweigen schon lange die Geschütze.

Unsere Linien sind dünn und spärlich, auf jedes Gewehr auf unserer Seite kommen vierzig auf der Gegenseite, auf jedes unserer Geschütze hundert drüben.

Ihren Fliegern haben wir überhaupt nichts mehr entgegenzusetzen, dazu landen sie seit Tagen ununterbrochen Material ohne Ende, Granaten, Tanks, Sturmgeschütze, Bazookas, Konservenbüchsen, Jeeps, Neger, Lastwagen, Benzinküchen und Funkgeräte ...

Material ohne Ende, eine Armee ...

Gnade uns Gott, wenn dies alles über uns hereinbricht!

Seit Stunden tobt das Trommelfeuer auf unseren Abschnitt herunter — die Stunde ist da!

Seit Stunden tanzen feurige Fahnen über unseren Gräben und Kellern, die wir nicht mehr verlassen können, ohne jeden Uebergang begann sich das abstreuende Geplätscher einzelner Granaten zu verdichten — immer mehr Batterien fielen ein, bis unser ganzer Abschnitt in feurige Lohe gehüllt ist.

Seither wimmern ununterbrochen die Geschütze zu uns herüber ... Zentnerschwere Geschosse fressen sich in den x-mal durchwühlten Trümmerhaufen, der einmal ein Dorf friedlicher Bauern war, wo einmal Gärten und Felder waren.

Wir sitzen uns mit blassen Gesichtern gegenüber — so etwas war noch nicht da ...

Wie unter schweren Hammerschlägen dröhnt die Erde, das Gewölbe unseres Kellers schwingt in dumpfen Paukentönen, die uns taub und gehörlos werden lassen, über uns rauschen mit dumpfem zischendem Ton die Geschosse der „old Toms" und „old Nicks", wie der Amy seine überschweren Kaliber getauft hat — sie lassen die noch stehenden restlichen Hausfassaden wie Pappe zusammenklappen. Dazwischen hauen die Aufschlagzünder ihrer Granatwerfer, messerscharfe Splitter verschleudernd, gegen die es keine Deckung gibt, so knapp über dem Boden krepieren diese Schweinedinger.

Unser Gehör ist für die einzelnen „Feinheiten" nicht mehr aufnahmefähig genug, wir sitzen stumpf und taub an den Kellerwänden und starren uns mit glanzlosen Augen an.

Unsere Deckungen oben in den Trümmergassen und neben den Laufgräben versinken in diesem pausenlosen Gehämmer, in Fahnen fegenden Staubes stürzen die letzten noch stehenden Mauern ein ... Es ist nervenzermürbend, so dazusitzen, die Fingernägel ins Fleisch zu bohren und zu warten — auf den Tod zu warten ...

Zu warten, bis unsere Stunde schlägt und unsere Zeit abgelaufen ist. Dann werden wir nochmals hinauftorkeln, irrsinnig von dem wogenden Gestampfe des Todes und irrsinnig vor Todesangst, in dem wankenden Gewölbe begraben zu werden, und zum letztenmal unser Gewehr in Anschlag bringen ... die letzten Handgranaten schleudern und die letzten Gurte in die Maschinengewehre einfädeln — uns zum letztenmal den gelbgrünen Sturmreihen der anderen entgegenwerfen — so wie uns die Pflicht es befiehlt.

Uns gegenüber liegt ein Feind, der zwanzig- und dreißigmal so stark ist wie wir, der gutausgerüstet und gutgenährt die Rohstoffreserven der ganzen Welt hinter sich hat, während in unserem Rücken die Heimat im Regen der Bomben in Schutt und Asche versinkt.

Drüben haben sie fünzig und hundert Geschütze auf eine ausgeleierte 8,8 bei uns, drüben haben sie Hochländer, Schotten, Kanadier, Zulukaffern, Südafrikaner, Neuseeländer, Polen, Inder, Gaullisten, Fremdenlegionäre und Badoglioten ...

Man darf nicht darüber nachdenken, sonst wird man irrsinnig ...

Nicht fragen — glauben, kämpfen und sterben, den Gegner packen, der da drüben steht.

So, wie es Brauch war in den Trichtern von Tobruk, wo nur der Tod den Männern die Waffe aus der Hand nahm.

Wir sind dort dem Tommy in Gräben und Bunker gesprungen und warfen ihm auf Pistolenschußweite die Handgranaten vor die Füße, unsere Kappmesser und Bajonette fuhren in Magengruben und Schulterblätter, unsere Spaten bohrten sich zwischen entsetzt aufgerissene Augen — wir hatten den Tod im Gefolge.

Wir nahmen keinen Pardon und wir gaben keinen.

Trotzdem wichen die Männer von Tobruk monatelang keinen Schritt aus ihren Löchern und Bunkern — wenn unsere Stukas vom Himmel fielen und die Erde schrie wie ein gequältes Tier.

Sie wichen nicht, als es kein Wasser mehr gab, in ihren Stellungen und Kavernen und sie standen immer noch, als von drei Mann zwei fiebergeschüttelt hinter den Karabinern zusammenbrachen.

Sie krochen aus ihren Trichtern, wenn unser Feuerorkan über sie hinweggetobt war und ließen ihre Maschinengewehre gegen unsere Stoßtrupps rasen. Sie unterliefen das Feuer unserer Granatwerfer und Paks und warfen uns den Tod mit Handgranaten und Tellerminen ins Gesicht.

Sie krallten sich in die Erde, die Männer von Tobruk — und wo ein Trichter genommen wurde — da war er voll von Toten.

Sie wehrten sich mit einem Mut und einer Zähigkeit, die uns Anerkennung vor diesem Soldatentum auf verlorenem Posten abzwangen und so mancher unserer Kameraden blieb in dem mordenden Feuer, wenn der Tod mit Leuchtspurgeschossen und Flammenwerfern nach uns griff. Als wir den Fall der Feste Tobruk erfuhren — Monate später, schon weit, in anderem Einsatz, da nahmen wir still die Helme und Mützen von den Köpfen und gedachten minutenlang des gnadenlosen Sterbens in der glühenden Sonne und im verglimmenden Licht der Leuchtraketen.

Männer waren es, die da starben, wenn die Welle der Stürmer über ihren Gräben und Bunkern zusammenschlug, Männer waren es, die noch im Sterben den Gegner mit sich hinabzogen in die Nacht ihres Todes — Soldaten im Glauben an den Sieg.

Bitte, Wanderer, für den andern
der mit dir könnte wandern
wär er auf seine Bitten
nicht mit dem Tod geritten.

Der Tod hieß ihn besteigen
sein Pferd und hieß ihn schweigen.
Er ritt von Trunkenheiten
zu ewigen Seligkeiten.

RUDOLF G. BINDING

Worte deutscher Soldaten

Fünfzig Worte.

Ich darf Dir heute etwas schreiben,
ganz wenig nur: ich bin gesund,
ich habe keinen Hunger und
ich muß wohl lange noch hier bleiben.

Dann würde ich dir gerne sagen,
daß ich dich heute noch genau
so gerne habe, liebe Frau,
wie in den ersten jungen Tagen.

Und will dich fragen nach den Kindern,
ob sie gesund und fröhlich sind —
du weißt es ja, ein Kind bleibt Kind —
und möchte stumme Klagen lindern.

Ich will dir sagen — ach, und schriebe
ich viele tausend Worte noch,
es wäre gleich und bliebe doch
nur dieses kleine Wörtlein: Liebe!

Dr. Robert Wagner.

Brit. Internierungslager Wolfsberg in Kärnten (etwa alle 14 Tage durfte ein Brief von höchstens 50 Worten geschrieben werden).

Soldatenkind

Wenn ein Krieger feindlichen Feuern
Stürmend erlag,
Dann muß sich sein Leben erneuern
Blühend am Tag.

Hält ein Mädchen zitternd in Händen
Kunde vom Tod,
Dann darf sie im Weinen nicht enden
Und in der Not.

Trägt sie unterm Herzen den Knaben,
Lebt der Soldat.
Dann wächst aus dem einsamen Sterben
dem Volk die Saat.

Denn dem Knaben eines Soldaten,
Der fechtend fiel,
Bestimmen die ehernen Taten
Sein Lebensziel.

Hans Bahrs, Westfront.

Die Glocken von Monte Cassino

Wenn einst Unsterblichkeit
den Kranz des Ruhmes krönet,
wenn über Gräbern weit
die letzte Ehrensalve dröhnet,

wenn Kreuze Heldennamen deuten,
auf die die Sonne ewig scheint,
wenn die Cassino-Glocken läuten,
dann, Brüder, seid wohl Ihr gemeint!

Und wie ein Echo hallt es wider
von drüben ehrfurchtsvoll nach hier:
„Wir ließen Höllen auf Euch nieder
und d e n n o c h standet Ihr!"

Helmut Weber.

Ehrenmal am Soldatenfriedhof Cervia bei Rimini

Tröstung

Sei nicht bitter, Mutter, wenn ein Brief
Dunkel dir in deinen Händen ruht.
Denn das Schicksal, das den Sohn berief,
Gab zum Sterben ihm den Mannesmut.

Sei nicht kleiner, Mutter, als dein Sohn,
Der sein Leben früh im Sturm verlor.
Irgendwo blüht feurigrot der Mohn
In den fremden Himmel fromm empor.
Siehe, liebe Mutter, dieses Land
Nahm den Sohn in seine Erde auf
Nach der Waffe sucht die kalte Hand
Und zum Feinde zeigt noch stumm der Lauf.

Sei nicht bitter, Mutter, denn der Tod
Ließ dem Sohn nicht Zeit zum letzten Gruß.
Doch du teiltest seine schwerste Not
Und auf seiner Wunde brennt dein Kuß.

Weine nur, o Mutter, und sei stumm
Und sei stolz in deinem großen Schmerz.
Immer wieder geht das Sterben um.
Mütter, ihr seid unsres Volkes Herz! —

Hans Bahrs, Westfront.

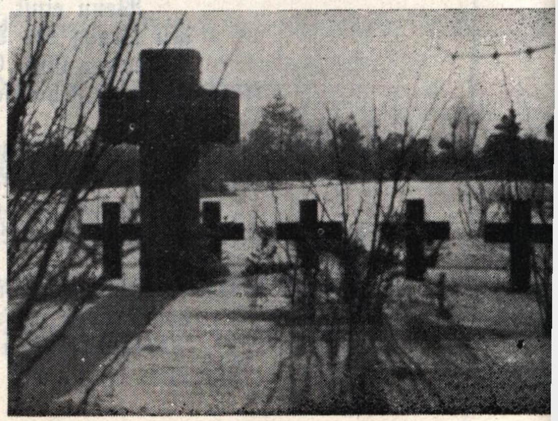
Zum Heldengedenktag 1940

Wir sind der Toten großes Heer,
uns hält nicht Land, uns hält nicht Meer,
wir müssen durch die Zeiten
ewig für Deutschland schreiten.
Wer je vorm Feind gefallen ist:
nicht einer von uns allen ist
zu müde zum Marschieren!

Wir sind der Toten großes Heer,
wir sanken hin um Deutschlands Ehr',
wir sanken unter Schuß und Stich,
und jeder von uns sank für dich.
Doch wer für dich gefallen ist:
nicht einer von uns allen ist
zu müde zum Marschieren!

So ziehn wir großes Totenheer,
um Deutschlands Grenzen ernst und schwer.
Uns hält nicht Meer, uns hält nicht Land,
wir Toten schreiten unverwandt.
Wenn jemals Not am Manne ist:
keiner von unserem Banne ist
zu müd' dann, zu marschieren!

W. B.



Die letzten Minuten.

Der Dienst ist beendet.
Der Start ist um vier.
Die letzten Minuten
gehören mir.

Die Stube ist still,
sacht säuselnd stumm.
Vom fernen Flugplatz
schon Motorgebrumm.

Vor mir das Bild
meiner Frau mit den Kleinen.
Wie nah uns die letzten
Minuten vereinen.

Die Uhr tickt leise,
fein rinnt die Zeit,
fällt silbern in Schlag:
es ist soweit!

L. L.

Auf einem Flugplatz in Frankreich während der Luftschlacht um England. Nov. 1940.

Heimgekehrter Bauer.

Er führt mit zitternden Händen
wieder den Pflug übers Land.
Die Trümmer ragen verbrannt
und zeugen von furchtbaren Bränden.

Er steht in des Abends Schatten,
sein Antlitz ist totenbleich.
Er sieht ein zerschlagenes Reich
und seine Kraft will ermatten.

Da klingt von des Ackers Rande
ein Kinderruf zu ihm her —
er zagt und zaudert nicht mehr,
und führt den Pflug durch die Lande.

Robert Wendnagel.

Wir fielen für Euch im fremden Land
Tragt Grüße zurück ins Vaterland
Soldatenfriedhof Savignano 1945

Am heiligen Abend.

Nun wurde auch der Lautste stumm.
Er sitzt in einer Ecke
und schweigt und schaut sich um.

Ein Kranz in unsrer Stube hängt
von der gekalkten Decke —
Wir atmen wie beengt.

So schmerzhaft war die Sehnsucht nie
nach Heimat, Frau und Kindern!
Das Herz denkt nur an sie.

Wischt einer eine Träne fort —
er konnte sie nicht hindern.
Und keiner spricht ein Wort.

Robert Wendnagel.

(in der Gefangenschaft geschrieben).

Ein Bücherwurm erzählt

HEINZ STEGUWEIT

Wisse, alles Unstete ist vom Uebel, alles Flüchtige des Teufels, als Bücherwurm aber genießt man den Ruhm der Zeit, und Gott hat den Menschen die Zeit gegeben, von Eile hat er nie etwas gesagt. Menschen, die nie Zeit haben, führen nichts Gutes im Sinn, und die stets Eiligen müssen erst stolpern und ans Liegen kommen, dann lernen sie, daß man alleweil Zeit hat, wenn man's nur wollen muß. Denke nach über das Sakrament der Zeit und laß es dir oft spenden, du tust etwas für deine arme Seele.

Nun war ich nicht etwa ein Bücherskorpion, der nur zuweilen in alten Folianten tickt und als Afterspinne nach Milben und Läusen jagt. Nein, ich war ein echter Bücherwurm, und der ist nicht mal ein Wurm, vielmehr ein Käfer von Heftzweckengröße. Als Bücherwurm und Klopfkäfer hatte ich Zeit, und ich gab mich ihr hin mit Andacht, Liebe und wohltätigem Genuß. Es soll dich nicht interessieren, ob ich als Ei zur Welt kam oder im Köcher einer Larve, auch darf es dich nicht kümmern, ob meine Großväter noch den Goldschnitt fürstlicher Kirchenbücher bevölkerten oder das vergilbte Lohnheft eines hungrigen Webers aus Lauban in Schlesien. Ich naschte eines Tages vom Staub eines bemoosten Schullesebuches, und siehe, er war lekker, er schmeckte nach der Süße kindlichen Friedens und der Herbe strebend bemühten Tertianerfleißes von Anno Fidibus. Wohl mir, hier war es noch nobel.

Pardon, die Gestalt eines Bücherwurms ist dir nicht geläufig? Beinah ein Maikäfer, nur winzig klein, fast ein Tröpfchen. Der Leib ist tintenschwarz, das Flügelpaar kaffeebraun, und die Fühler gleichen jeweils einer Harke. Schön war ich nicht, miserabel noch weniger, mein holdes Bescheiden lag in der Mitte, wo einige Anmut noch immer erlaubt ist. — Doch höre: Ganz vorn, wo in handgesetzter Fraktur auf vergilbtem, etwas nach Archiv und Edelmoder duftendem Papier gedruckt stand, daß dies ein „Königlich und Staatlich privilegiertes Deutsches Lesebuch für Mittlere und Höhere Schulanstalten und Pädagogia beider Geschlechter" sei, hatte auch der einstige Eigentümer seinen Namen hineingeschrieben, etwas dünn, obwohl mit braver, schnörkelfreudiger Deutlichkeit: Gabriel Gotthold Siebenmorgen, — es folgte die Angabe der Klasse in römischer Ziffer, darunter kein Ort, keine Stadt, nur Kanzleigasse Numero 6. — Bitte, merke die alle Details: Ort oder Stadt fehlten, weil damals jeder Bieder- und Ehrenmann an seiner Stelle, in seinem Kreis, in seinem Bezirk das Universum begriff, es gab halt nur e i n e Kanzleigasse und nur e i n e n Gabriel Gotthold nominis Siebenmorgen, jeder andre des gleichen Namens hätte vom Mars kommen müssen. Ich rechnete aus, daß der Schüler längst tot und hinüber sei, ja seine Kinder, sofern er welche hatte, dürften heuer kaum mehr leben, oder sie überdauerten bereits die Grenze des biblischen Winters und waren selber schon Urgroßväter ...

Ach, lieber Gabriel Gotthold, nun drang ich als Bücherwurm ins Geheimnis deiner Jugend, und ich möchte wetten, daß du alles, was im Lesebuch stand, beherzigt und geglaubt, angebetet und geliebt hast; jeder Sinnspruch galt dir ein Kompendium, du hast gewiß und unabdingbar darauf geschworen, jeder wäre seines Glückes Schmied, unrecht Gut gedeihe nicht und Hochmut käme vor dem Fall ...

Hätte ich dich im Alter noch einmal examinieren dürfen, nachdem dir mittlerweile so einige Tausend selbstgeschmiedeter Glücke zerbrachen, nachdem du ungezählte Spitzbuben mit ihrem unrechten Gut lebenslang gedeihen sahst und das Heer der Hochmütigen nie zum Sturze kam, es sei erst in der Grube.

Doch sachte, Kamerad Siebenmorgen und Busenfreund Gabriel Gotthold, laß mich weiter bohren im philanthropischen Gesetzbuch deiner frühen Jugend; auch will ich mir Mühe geben, nach Möglichkeit am Rande zu bleiben, wo das Weiße ist und ich keine Ballade, keine Anekdote oder moralische Sentenz zerstöre; denn Löcher und Gänge im Papier verschlingen oft die sinnvollsten Worte und notwendigsten Reime. — Eben spähe ich also über die siebenzehnte Seite hin, wo die Bürgschaft mahnt: „Zurück, du rettest den Freund nicht mehr, so rette das eigne Leben ..." Ge-

lobtest du, mein Gabriel Gotthold, nicht hoch und heilig, es in jedem Falle Möros oder Damon gleichzutun? Allerdings hofftest du, der Tyrann Dionys würde stets und immer „ein menschliches Rühren“ fühlen, die Treue als keinen „leeren Wahn“ empfinden und letztlich „in eurem Bunde der Dritte“ sein wollen. — Kamerad Siebenmorgen, wie alt warst du damals? Elfe, zwölfe, vielleicht. Schau, unter dem Gedicht bemerke ich einen kleinen, matt gewordenen Blutfleck. Sicherlich, du hattest Nasenbluten. Das Leben schlägt uns oft ins Gesicht. Oder du hattest dich in den Finger geschnitten? Aber Gabriel Gotthold! Gib mir deine Hand. Und wisse: Wer auf Freundestreue schwört, der schneidet sich oft in die Finger. — Laß mich weiter stöbern: Ach, der liebenswerte Herr Kannitverstan. Wertvoll für die Kinder, beizeiten zu wissen, daß reiche Leut auch sterben müssen. Und nichts nehmen sie mit, gar nichts. Sie treten ab, wie sie erschienen. Kann das ein Trost sein? — Und dann das Grab im Busento. Du Schlingel. Daneben hast du zwei kleine Kreise mit Pünktchen inmitten gemalt. So so. Der Fluß bei Cosenza verführte dich, ungezogen zu sein. Kenne ich. Weiter: „Täglich zu singen“ von Claudius:

Ich danke Gott und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz, habe ...

Was lese ich darunter von deiner Hand mit Sorgfalt gekritzelt? Ein Wort nur: Schwindel. — Mein lieber Pennäler Siebenmorgen, du beginnst mir unheimlich zu werden.

Ja, und des Sängers Fluch mit der einen hohen Säule von entschwundener Pracht: „auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.“ Ob Uhland ein Prophet des technischen Saeculums war? Wisse, oft ist mir zumut, als hätten alle Dichter, die edelsten insbesondre, vergeblich gelebt. Letztlich haben sich doch die Menschen über deren Maximen und Kassandrarufe eiseskühl hinweggesetzt, haben sich weder bilden noch dauerhaft begütigen lassen. Da lobe ich mir die Maler und Plastiker, denn ihren Idealen strebt die Menschheit hemmungslos nach. Möchte nicht jede Gans so schön sein wie Raffaels Leda? Drehen sich die massivsten Tanten nicht vor der Venus des Sandro Botticelli und bestellen sich, auf den Geschmack gekommen, die Masseuse ins Haus? Und die Männer, diese Herren, bekennen sie sich nicht zu jeder strahlenden Apollofigur des perikleischen Zeitalters? Gewiß, oft sehen sie aus wie die Nilpferde, doch immerhin streben sie danach, wahre Söhne des Adonis und der Aphrodite zu sein. Körperlich, meine ich, nur körperlich; denn im Geiste langt's oftmals kaum bis zum „Bienchen summ' herum“, und das klimpern noch die wenigsten mit einem Finger in C-Dur.

Abermals weiter im alten Lesebuch, — oh, so ein Bücherwurm und Klopfkäfer ist ein wahrer Ketzer und Verzeihmirsgott, ein Archäologe des Gemüts und ein Forschungsreisender in der Arktis erfrorener Träume. Auf Seite 67 gewahre ich das Holdeste vom wahrlich Sanften und Innigen: „Et wassen twe Kündiges Kinner, de hadden enanner so lef ...“, und drunten wo's ausklingt „Leo Vater, leo Moder, ade ...“, einige seltsame, blasse Tupfen. Ich nasche am Papier: ein wenig salzig? Ach ich ahne. Guter Gabriel Gotthold, ein paar Tränchen. Warum? Hattest du dich beizeiten verliebt? Das kommt heute noch vor. Nur meinet jeder, bei ihm wäre das etwas Neues. Doch warum weintest du? Tat es dir leid, daß die beiden starben? Oder hat dich deine kaum zehnjährige Lotte oder Luise verachtet? Sag doch, sprich nur, gib mir ein Zeichen, ich sichere Verschwiegenheit zu. — Ach, nun sehe ich's: Als Lesezeichen ein Totenzettel, einer mit dunklen Rändern und einer schmerzhaften, in Kupfer gestochenen Madonna vor dem Text. Wem galt er denn? Nun, deinem Mütterchen, kleiner Kamerad. So früh hast du sie hergeben müssen, und sicherlich war sie damals dein Liebstes und Höchstes. Laß dich segnen von ihr, wenngleich du schon droben weilst. Und vergib, wenn ich dich vorhin einen Schlingel nannte, oder wenn ich dir vielleicht wehe tat mit einigen Splittern und Funken meiner zur Heiterkeit neigenden Fantasie. Nein, den Totenzettel lasse ich unangetastet, da nage ich mich lieber um zwanzig Folien weiter bis zum Frühlingsglauben: „Die Welt wird schöner mit jedem Tag, man weiß nicht, was noch werden mag ...“, schau, hier möchte i c h eine Zähre opfern, doch entbehren wir Käfer und Spinnen dieses erlösenden oder mindestens doch erleichternden Vermögens. Ich glaube übrigens nicht, daß dieses Lied zu deiner Zeit ein zuverlässigerer Prophet war als heute. Immerhin sagt ein Philosoph: Wo ich einen Glücklichen fand, dort war es nur ein Hoffender ...

Nunmehr scheint es vorbei mit der gebundenen Rede und den schönen Fabulierungen. Die nächsten Seiten muten so fleckenlos, so ungelesen an: Der Einfluß des Klimas auf die Menschheit. In der Wüste Sahara. Die

alten Götter. — Aber die „Weinlese am Rhein" hat Eselohren, guck an. Das hast du offenbar eifriger studiert? Hm. War dein Lehrer ein Sanguiniker und humaner Präzeptor? Scheint so. Denn den Häkchen und Unterstreichungen im Text nach zu urteilen habt ihr Tertianer die Sache gar memorieren müssen. Begriffe wie Riesling, Edelfäule und Frühburgundertrauben sind mit roter Tinte markiert. Famos, Gabriel Gotthold, aus dir muß etwas geworden sein, denn die Temperenzler sind immer Wichte gewesen, humorlose Despoten, denen alles Menschliche fremd blieb bis in die letzten Gänge.

Und dann der Kommentarteil, reich versehen mit Seufzern von deiner kühnen Hand: „Warum setzte sich Wilhelm Tell auf eine Bank von Stein?" Du schriebst daneben: „Samiel, hilf!" Gut, mein Junge. Oder: „Hat Goethes Faust wirklich gelebt?" Dazu deine Meinung: „Wird ewig leben". Und: „Laßt doch der Leda ihren Schwan und Heinrich dem Vierten sein Huhn im Topf!" — Bengel, hast sogar Witz gehabt wie ein Alter.

Letzlich ein Anhang über Poetik: Dipodien, Tripodien, Tetrapodien, Pentapodien ... du ärgertest dich wohl, oder warum maltest du einen Trichter an den Rand?

Am Abend eines wehmütigen Herbsttages hatte ich mich durchgefressen. Angefüllt mit Staub und Weisheit, aber auch mit Poesie, Druckerschwärze und brummender Schwere bohrte ich mich durch den Papprücken, der etwas nach Kleister schmeckte und gedörrtem Buchbinderleim. Möge es der Verdauung zuträglich sein. Ich bemerkte nun, daß das Buch auf einem Söller lag, benachbart von Gerümpel, darunter eine rostige Petroleumlampe, ein vermottetes Schaukelpferd, ein altes Posthorn und eine längst außer Betrieb gesetzte Krinoline. Der Wind fuhr durchs Gebälk, die Pfannen trommelten, im Winkel flötete eine Maus. Alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht. In den Abstellkammern eines bürgerlichen Dachbodens erfährt man die Bestätigung. Ich meinte noch einmal, den längst verewigten Schüler mit Namen Gabriel Gotthold Siebenmorgen seufzen zu hören. Und da im zweiten Stock eine Geige das Lied von den Königskindern spielte, unisono und mit kindlicher Inbrunst und Unbeholfenheit, wurde mir wieder klar, daß dieses Leben so rund sei wie ein Ringelspiel, daß alles Gewesene doch wiederkehrt und daß jeder Kommende immer neu aus den Lesebüchern trinken muß, was die Wimper hält; denn auch alle Torheiten wollen wieder getan werden, und die Großväter vererben uns allenfalls den Inhalt eines Sparkassenbuchs, die Substanz eines Lesebuchs muß alleweil neu verdient, jung erworben, frisch beherzigt werden. Und auch dann hilft sie uns nur über den Augenblick, kaum für die Dauer.

Ums Himmels willen, was tönte ich so neunmal klug? Nicht vor noch rückwärts konnte ich mehr, hatte ich mich doch ins Netz einer kapitalen Kreuzspinne begeben. Sag' selber. War's nicht symbolisch? So viel Weises und Schlaues hatte ich Wochen hindurch gelesen, doch kaum war das seelentrunkene Buch verlassen, da hieß mich des Lebens Wirklichkeit schon zappeln und scheitern. — Liebe Spinne, einen Augenblick, bitte, langsam, ich wollte noch einiges den Menschen, diesen ewigen A-B-C-Schützen, an guten Lehren aufdrängen ...

Vergebens. Zu spät. Ich wurde betäubt, eingewickelt, umsponnen, — ach, lieber Gabriel Gotthold Siebenmorgen aus der Kanzleigasse Numero 6 ...

Bitten aus Deutschland

Heimkehrer aus Kriegsgefangenschaft, 39 Jahre, ohne Angehörige, wünscht Briefwechsel mit Deutschem in Südamerika. Willi Först, (13b) Regensburg/Bayern, US-Besatzungs-Zone Schuegrafstr. 10/II.

Suche Briefwechsel mit deutschem Mädel in Südamerika. 20 Jahre alt, Angestellter bei der Deutschen Reichsbahn, Werner Eifert, (23) Hellern 118/Kreis Osnabrück, Brit. Bes.-Z.

Erbitte Gedankenaustausch mit deutscher Familie in Südamerika. Bin 36 Jahre alt, verheiratet, 3 Kinder, schwerkriegsbeschädigt, aus Ostpreußen vertrieben. Heinz Loose, (13b) Geitau/Obb. Riedlerhof. Am. Bes.-Zone.

Suche Schriftverkehr mit Deutschen im Ausland, die mir sagen können, wie es draußen aussieht. Ehem. Major einer Panzerabtlg., meine Lebensaufgabe: Ausbildung von Reiter und Pferd. Hanns Homrighausen, Lockhausen-Lippe, Brit. Bes.-Zone.

Zweisamkeit

VON HEINRICH ZERKAULEN

Dunstig im Schleier der Frühlingsmorgensonne lag die kleine Stadt. Alle Häuser noch verhangen, die Straßen sauber und unberührt, die Luft schien wie mit Gold gefüllt. Jeden Augenblick konnte der prall gefüllte Himmel platzen und all sein Licht und all seine Sonne über Stadt und Gassen und Menschen ausschütten.

Peter Siebenmorgen stand am offenen breiten Fenster seines Ateliers, ein tiefer, wie aus sieben Etagen heraufgeholter Seufzer entrang sich seiner Brust. Beide Arme zum Fensterkreuz erhoben, daß es aussah, er sei an die Nöte des eigenen Herzens geschmiedet, blickte er gequält in den Morgen hinaus. „Gertrud", sprach es laut aus ihm heraus; aber es konnte auch ein unterdrücktes Stöhnen sein oder ein abgerissener Schrei.

Sein Malerhäuschen lag in der schützenden Lichtung eines klobigen Bergkegels, der wie ein Wachtturm die kleine Stadt gemütlich und behäbig überragte. Als sie vor nunmehr neun Jahren hierher zogen, waren sie beide schon gereifte Menschen, beide schon Wanderer in der Mittagssonne des Lebens.

Nicht der Rausch einer flüchtigen Stunde hatte sie zusammengeführt, keine falsche Illusion einer verstiegenen Lebensromantik. Sie hatten ihr Teil zusammengelegt, daß ein Neues daraus werde und ein Ganzes wachse. Die Arbeit gewann an Tiefe und Breite, Peter Siebenmorgen durfte mit seinen zweiundvierzig Jahren schon als ein geschätzter Landschafter gelten. Daneben wuchsen zwei Mädel heran, wildes Jungholz, verästelt in hundert Leichtsinnigkeiten einer köstlich behüteten Kindheit, und Hausrat und Wohlstand hatten sich vermehrt.

Was fehlte denn am Glanz dieses Morgens, daß er nicht aufbrechen wollte wie eine Schale voll neuer Verheißung? Warum kroch diese unnatürlich drückende Stille durch das Haus, durch alle Natur, durch alle Gedanken des Hirns und die müden Säfte des Blutes?

Peter Siebenmorgen hätte es nicht mit Namen nennen können. Es war da und blieb dennoch unfaßlich, es stand riesengroß im Raum und dennoch körperlos. Es schlug ihm Pinsel und Palette aus der Faust und war dennoch keine Hand, die sich rührte. Unmerklich wie die Arbeit eines nagenden Mäuschens war die Verstimmung zwischen Mann und Frau gekommen. Spitz schoben sich die lauten Tage durch die stillen Nächte, immer breiter klaffte ein Keil zwischen zwei Herzen, daß es verstört im Jungholz zu rascheln begann. Was war mit Mutter und Vater? Sie saßen einander stumm und feindlich gegenüber, sie aßen mit niedergeschlagenen Augen, und es war still in den Zimmern, als liege wer auf dem Totenbett.

Immer noch stand der Mann am Fenster und grübelte in die schweigsame Natur hinaus, die den Atem anhielt vor dem nahen Wunder der Erfüllung.

Die Ehe ist eine tägliche Gewissenserforschung und wehe, wenn eine Sünde über Nacht am Leben bleibt. Sie verdunkelt das Morgen und treibt die Freude aus allen Winkeln.

Sünde? Höhnt es laut in Peter Siebenmorgen. Es war keine da, nichts war da. Nur der Motor ist heißgelaufen. Neun Jahre sind eine lange Zeit, und der Alltag nutzt die Herzen ab wie das Schwungrad die Riemen. Jetzt aber fehlt der Meister, der das stehengebliebene Werk wieder zum Laufen bringt. Die anfänglich leise Scham ist harter Starrsinn geworden, keiner will nachgeben, jeder besteht auf seinem Recht und vergibt sich etwas, wenn er die Hand auftut und sagt: „Komm!"

Im Rücken des Mannes klinkt die Tür. Ohne Gruß ist Gertrud ins Zimmer getreten. Peter Siebenmorgen nimmt die Arme vom Fensterkreuz und beginnt vor sich herzupfeifen. Nur nicht merken lassen, wie es einem da drinnen zumute ist. Und Frau Gertrud hantiert am Kasten des Schrankes, schließt auf, schließt hart und unversöhnlich zu, lauter als es sonst zu geschehen pflegt.

Peter Siebenmorgen fühlt, wie eine neue Welle hoffnungsloser Wut über ihn kommen will, er muß sich wehren dagegen und kann es nicht. Gertrud, sein Weib, ist ein fremder Mensch mit einem Mal und ihm nicht gutgesinnt. Was habe ich ihr getan? grübelt er. Was kann ich tun, sie umzustimmen, ihr zu beweisen, daß ich nichts gegen sie habe?

Plötzlich fällt ihm ein Erlebnis ein. Vor vielen Jahren war es, im Speisewagen eines D-Zuges. Er kam von einer Studienfahrt, angefüllt mit neuen Dingen, beglückt über Vollendetes. Da war ein Tisch, an dem nur ein fremder Gast sich niedergelassen. Da Siebenmorgen sich setzte mit einer höflichen Verbeugung, drehte ihm der Fremde den Rücken und blickte an ihm vorüber, als sei er Luft.

Gut, denkt Peter Siebenmorgen, wie du willst, mein Herr. Ich habe dir nichts getan, mein Herr. Aber die stumme Feindschaft reizt ihn. Ob ich dich nicht doch noch kriege, mein Herr? Und Peter Siebenmorgen schickt ihm Segenswünsche.

Ja — Segenswünsche.

Einen Augenblick lachte er selber über diese seltsame Bezeichnung, die ihm da eingefallen war. Segenswünsche! Er dachte: armer, lieber Kerl, der du so über mich hinwegsiehst als sei ich Luft, ein Nichts, gar nicht vorhanden. Gerade ich wünsche dir alles Liebe und Gute. Machst vielleicht eine traurige Fahrt, armer Kerl. Möge sie dir zum Guten ausschlagen, lieber Mann; möge sie dir ...

Da wandte sich der fremde, feindselige Mann dem Peter Siebenmorgen zu und sprach mit hoher, dünner, fast kindlicher Stimme: „Ach, verzeihen Sie, mein Herr, sind wir beide uns nicht schon einmal begegnet irgendwann?"

Das waren die „Segenswünsche".

Und das Pfeifen verstummt. Ein halbes Lächeln irrt um Peter Siebenmorgens Mundwinkel. Gertrud — am Ende kriege ich dich auch wieder mit ein paar Segenswünschen, wenn gar nichts mehr hilft?

Ein Scherz ist es, Blasphemie, Galgenhumor. Oder ein Versuch, ein Verzweiflungsakt, ein letzter Anker.

Und er denkt an Gertrud, wie sie sich gefunden. Er war rettungslos verliebt in eine andere, in ihre Freundin. Er warb um die Freundin. Aber ein Malersmann? Nichts zu Beißen, außer an seinem Talent? Nein, mein Lieber, Küsse ernähren nicht und lassen sich nicht einwechseln. „Fräulein Gertrud, das hat sie mir gesagt, ich hasse sie, ich platze vor Wut. Jetzt erst recht will ich etwas erreichen im Leben. Gertrud, wissen Sie was, werden Sie meine Frau! Aus Rache!"

Sie lachte, die Liebe. Und ein Vierteljahr später zogen sie hierher. Es war schön. Neun Jahre lang schön und voller Frieden. Kinder hast du mir geschenkt, liebe Gertrud, und warst immer der beste Freund.

Peter Siebenmorgen zuckt zusammen. Eine Hand hat sich auf seine Schulter gelegt und eine Stimme spricht: „Peter, wollen wir den Weg denn gar nicht mehr zueinander finden?" Spricht süß und herb, ohne alle Feindschaft, gar nicht spitz, gar nicht rechthaberisch.

Draußen der Himmel reißt auseinander, mitten in das Atelier hinein saust eine funkelnde, leuchtende Sonnenlanze. Zwei sehen sich in die Augen, in die guten Kameradenaugen: „Ja, Gertrud!" Nichts weiter.

Und das Jungholz lärmt wieder, und die Staffelei kann wieder in das rechte Licht gerückt werden.

Die Ehe ist eine tägliche Gewissenserforschung, denkt Peter Siebenmorgen am Abend dieses Tages und verschweigt, innerlich lachend, sein neues, gutes Geheimnis. „Segenswünsche", flüstert er.

Aber er wird sich hüten, sein Geheimnis zu verraten.

„Sagtest Du etwas?" Fragt Frau Gertrud.

Er wird sich hüten! Und er ist übermütig wie ein jungverliebter Ehemann.

NEUERSCHEINUNG!

Bismarck VON WERNER BEUMELBURG

In diesem hervorragenden Werk zeichnet Werner Beumelburg ein meisterhaftes und zutiefst packendes Bild vom Kampf des großen Kanzlers um das Reich. Kein Leser wird sich der tiefen Leidenschaft, die das Buch atmet, entziehen können und jeder wird freudig empfinden, welche Kraft uns heute Lebenden daraus entspringt, Leben, Denken und Werk einer der bedeutendsten Persönlichkeiten der deutschen Geschichte miterleben.

Das Buch ist „ein Musterbeispiel eines tatsachengetreuen Romanlebensbildes".

Erhältlich in den deutschen Buchhandlungen zum Preise von m$n 15.50.

IM DÜRER-VERLAG, BUENOS AIRES.

Zeitbrief aus Deutschland: Kartei der Verlorenen

Der Schrecken eines Krieges mißt sich nicht nur nach dem Mengenausmaß seiner landläufigen unmittelbaren Verluste an Leben, Land und Gut; was ihn einbrennt in die Erfahrung der zeitgenössischen Leidensträger und das Gedächtnis der Geschichte, sind vielmehr vor allem die Erstmaligkeiten seiner jeweiligen Erscheinungsform, die ihn grundsätzlich abheben von seinem überlieferten Bilde. Wenn wir also den letzten Weltkrieg als den weitaus verheerendsten aller bisherigen gewaltsamen Auseinandersetzungen unter den Völkern bezeichnen, so gedenken wir zwar der beispiellosen Einbußen an Menschenkraft und Sachwert und des in ihnen beschlossenen unermeßlichen einzelpersönlichen Wehs; am nachdrücklichsten aber bleibt uns immer gegenwärtig das Unvorhergesehene, das er neuartig entwickelte: als Technik und Taktik des Kampfes, als Verwilderung der Sitten, als Machtspruch des zeitweiligen und endgültigen Siegers.

Eine solche Erstmaligkeit ist z. B. die These von der Totalität des Krieges und die rücksichtslose Einbeziehung aller Mittel und Kräfte in Mobilisation und Reparation, ist die stillschweigende Außerachtlassung internationaler Konventionen, ist die Ausbombung auch der Nichtkämpfer bis hin zu ihrer atomenergetischen Vernichtung, ist die Austreibung landeingesessener Bevölkerung, die Versklavung der Zivil- und Kriegsgefangenen und die Vorenthaltung des Friedensschlusses nach Niederlegung der Waffen. Eine solche Erstmaligkeit ist aber auch der Suchdienst des deutschen Roten Kreuzes.

Wo finden wir — wenn wir in den Analen der europäischen Geschichte zurückblättern — verzeichnet, daß das innerste Gefüge eines Volkes zertrümmert, sein familienhaftes Gewebe aufgerissen und Fetzen für Fetzen vom Sturm verweht wurde. Daß Millionen, die zusammengehörten, nicht wieder heimfinden können zueinander, daß sie in dem einst bestorganisierten Staatswesen mit seinen vielfältigen genauen Registrierungen umherirren und suchen — suchen wie die ersten Menschen nach einer Naturkatastrophe mit der Ohnmacht ihres unmittelbaren Anrufs an alle, die ihnen begegnen? Daß sie warten auf ein Echo derer, die verlorengingen, auf ein Lebenszeichen der Verschollenen, die gleich ihnen unbekannt durch die Lande ziehen oder vielleicht schon längst irgendwo unter die Füße getreten wurden? Wo steht das namenlose Leid verzeichnet, daß der Nächste nichts weiß vom Nächsten, sein Hoffen kärglich nährt von aberhundert Umfragen und sich schließlich doch einmal im Gestrüpp der Enttäuschungen verfängt? Ja, wo steht verzeichnet, daß Jahre nach Verstummen des Waffenlärms Menschen eines Volkes im eigenen Vaterland einander rufen, Eltern ihre Kinder, Kinder ihre Eltern und zwischen den Generationen gleichaltrig Frau und Mann, die sich fanden, um gemeinsam ein Stück Zukunft zu bauen?

Am sichtbarsten offenbart sich dies Verlangen in den Suchanzeigen nach kriegsvermißten Soldaten auf den Schwarzen Brettern der Bahnhöfe. Viele gehen achtlos vorüber an diesem Spiegelbild deutschen Schicksals, das, ehemals unfaßbar, schon Gewöhnung geworden ist. Aber hin und wieder sieht man doch einen ausbrechen aus dem geschäftigen Verkehr und sich einen Augenblick wie in stiller Fürbitte solidarisch erklären mit dem Anliegen der Suchenden: „Wer kennt meinen Mann...?“ „Wer hat meinen Sohn gesehen...?“ „Wer kann Auskunft geben über meinen Bruder?“ Schüttle nicht gleich den Kopf! Vielleicht kennst du ihn doch. Hier seine genaue Personalbeschreibung: Bei dem Truppenteil war er und bei der Feldpostnum-

mer; dort hat er zuletzt gekämpft, und dort ist er zuletzt gesehen worden. Geh noch nicht fort! So schaut er aus: Hier ein Bild in Uniform und hier eins in Zivil. Nun besinnst du dich vielleicht; „auch die kleinste Nachricht nimmt dankbar entgegen" seine Mutter, seine Frau, seine Schwester da und da. Nein, du weißt nichts? Schade. Aber die Bitte bleibt hängen für den nächsten, den die Schlagzeile anlockt: „Wer kennt meinen Sohn...?" „Wer hat meinen Bruder gesehen...?" „Wer kann Auskunft geben über meinen Mann...?" Am Ende ist doch einer unter den Hunderttausenden, die vorübereilen, einer, der sich erinnert und Mitteilung machen kann, und sei es auch mit der letzten Nachricht, daß jener irgendwo verkam.

All diese vielen kleinen Anschläge in den Durchgängen und Wartesälen der Bahnhöfe sind Vorposten der großen Armee des Bildersuchdienstes im Lager Friedland. 90.000 Photos von Soldaten hängen dort aus, und durchschnittlich werden von 100 Heimkehrern 5 der Abgebildeten als Kameraden erkannt.

Tag für Tag spricht im lebendigen Aufruf der menschlichen Stimme auch im Rundfunk der Suchdienst. Immer sind es neue Namen, meistens aus den ehemaligen Ostprovinzen des Reiches, Frauen, Männer, Kinder, Greise, jeder in einem engen Verwandschafts- oder Freundschaftsverhältnis zu dem, der fragt: Gesucht wird...; sie ist die Schwester, die Verlobte, die Tante des...; er ist der Großvater, der Enkel, der Schwager des... Gesucht wird, gesucht wird, gesucht wird — Menschen aller Altersstufen, aller Zonen, aller Berufe und Stände, deren Spur sich verlor im Mahlgang der Völkerwanderung der Verscheuchten, verklungene Stimmen im Lärm der letzten Kämpfe, verspritzte Tropfen aus den Wirbeln des Flüchtlingsstroms der Heimatlosen.

Alle Erkundungen aber werden zusammengefaßt bei den großen Buchzentralen in Hamburg, München und Berlin. Hier hat das Rote Kreuz, seit das Flüchtlingselend begann, die Gesamtkartei der Verlorenen aufgebaut und damit ein Empfangsgerät geschaffen für die Rufer auf allen Wellen. Die Namen von 15 Millionen Ostvertriebenen und 3½ Millionen Wehrmachtsvermißten sind hier gesammelt; 10 Millionen davon wurden und werden gesucht. Und das ist der Widerhall dieser segensreichen Arbeit: Bis zum letzten Jahresende wurden über 5½ Millionen mit ihren Angehörigen wieder in Verbindung gebracht, Kinder mit ihren Eltern, entlassene Soldaten mit ihren Familien, Witwen mit der Gewißheit über den Tod ihres Mannes. Daran ist beispielsweise Hamburg, das in langen Zimmerfluchten 560 Angestellte beschäftigt, mit über der Hälfte beteiligt; täglich werden hier rund 2000 Fälle geklärt, im vorigen September 80.000, in den erfolgreichsten Monaten bis zu 120.000. Man schätzt, daß wohl 1 Million Versprengter sich durch eigenes Bemühen wiederfand. So verbleiben noch immer rund 3½ Millionen, von denen bis jetzt keine Kunde kam, genauer: 1,8 Millionen Soldaten und 1,6 Millionen Zivilisten und 28.000 elternlose Kinder — alles Angelpunkte von Schicksalen, die weiter in der Schwebe gehalten werden, vier Jahre fast nach dem Ende des Krieges.

Die Hauptanstöße zur Verringerung dieser immer noch erschütternd hohen Zahl gehen von den zurückkommenden Kriegsgefangenen aus. Im Sommer des vorigen Jahres trafen täglich rund 2000 Heimkehrer in Frankfurt a. O. ein. Im allgemeinen war 80 von ihnen nichts über ihre Angehörigen bekannt. Davon konnte die Berliner Suchstelle etwa 20 näheren Aufschluß geben. Die restlichen 60 Anzeigen wurden nach Flugpostmeldung in Hamburg—München bearbeitet, wo auf Grund der Kartei wiederum in durchschnittlich 28 Fällen geholfen werden konnte. Die verbleibenden 32 Namen wurden noch am gleichen Tage in der Rundfunksendung aufgerufen, und erfahrungsgemäß konnten bei der Hälfte aus dem Hörerkreise Hinweise verwertet werden. So bleibt also nur ein Fünftel der Suchenden ohne sofortige Antwort.

Und diese Rufe sind es, die, wie viele andere aus zivilen Lebensverhältnissen, zunächst verhallen. Sie finden meist nur zufällig ein Echo, werden immer schwächer und hoffnungsärmer wiederholt, bis sie eines Tages ganz verstummen. Manche enden schließlich bei irgendeinem Wahrsager; nur gelegentlich lüftet sich der Schleier

von dem Umfang dieser letzten Zufluchtssuche, so, wenn etwa die Zeitung in einer Randnotiz berichtet, daß ein solcher Hellseher bestraft worden sei, weil er geschäftsmäßig an Hand von eingesandten Photos und Schriftstücken höchst zweifelhafte und willkürliche Auskünfte über Menschenschicksale gegeben habe. Viele Einsame aber holen sich hier einen schwachen Trost fürdie Hoffnung ihrer kurzen Tage.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß auch in anderen Ländern, die der Krieg durchzog, Vermißte gesucht werden. Auf deutschem Boden, im Schloß des ehemaligen Fürsten von Waldeck, arbeitet der „Internationale Suchdienst Arolsen" als Zentralstelle die Aufrufe aus, die in 70 Zeitungen und 30 Rundfunkstationen veröffentlicht werden; er unterhält in Göttingen und Eßlingen Dienststellen für die britische und die amerikanische Zone, tauscht mit allen verwandten nationalen Büros Informationen und Dokumente aus, forscht vor allem in den DP-Lagern Deutschlands, Oesterreichs und Italiens nach Verschollenen und hat ebenfalls viele zerrissene Fäden wieder geknüpft. Aber die Gesamtzahl dieser Verlorenen ist nur ein Bruchteil der deutschen Einbussen, und viele Vermißte sind Landflüchtige, die, zumeist aus politischen Gründen, freiwillig die Brücken zur Heimat hinter sich abgebrochen haben. Die eigentliche Erstmaligkeit von menschheitlichem Ausmaß auf dem Untergrund eines arm und krank geschlagenen Volkese bleibt der deutsche Suchdienst.

Und dieser Suchdienst ist zur Zeit in Not. Noch 1947 konnte fast die Hälfte seiner Ausgaben aus privaten Spenden bestritten werden. Nach der Währungsreform haben diese Zuwendungen ständig abgenommen; das Vermögen des Roten Kreuzes ist zusammengeschrumpft, und auch die mit Haushaltssorgen belasteten Länder drängten bei ihren Zuschüssen aus öffentlicher Hand auf Einsparungen. Der Suchdienst schlug vor, die drei Zentralen zu einer einzigen in Hamburg zusammenzulegen. Nach anfänglicher Zustimmung lehnten die süddeutschen Regierungen unter Führung Bayerns eine solche Regelung ab, und die Arbeit läuft Gefahr, partikularistischen Empfindlichkeiten zu erliegen. Während diese Zeilen niedergeschrieben werden, sind offenbar noch Verhandlungen im Gange, im Interesse der seelisch Aermsten des ganzen Volkes eine Lösung zu finden, die eine Fortführung des Suchdienstes ermöglicht, bis einmal die letzten Verlorenen in das große Massengrab des unbekannten deutschen Kriegsopfers gebettet werden müssen. Wir hoffen, daß man sich im vielfältig zergrenzten Deutschland auf diese gesamtnationale Aufgabe als einen bescheidenen Dank des Vaterlandes besinnt.

Denn wer heute noch nach seiner Familie sucht, der hat wahrhaftig viel verloren. Nicht nur Wohnung und Habe, nicht nur Beruf und Heimat; mancher verlor auch die Erinnerung und die jüngste Generation mit den Eltern wohl gar noch den Namen. Anfänglich zählte man 630 solcher Kinder; 330 verhalf der Suchdienst wieder zu ihrem Namen, 230 davon auch zu ihren Eltern. So sind noch 300 namenlos. Sie tragen Ersatznamen, hören auf Koseworte von Kindergärtnerinnen; aber Vater und Mutter sind ihrem Gedächtnis entschwunden wie ihr Flüchtlingsschicksal. Da war eines unter ihnen, ein kleiner Junge, der kürzlich nach drei Jahren wieder zu seiner Mutter fand, nachdem schon zehn Elternpaare behauptet hatten, es sei ihr Kind, das sie auf der Flucht verloren hätten.

Da will es uns zuweilen scheinen, als wären wir alle, das gesamte Volk, heute verschollene Kinder der Menschheit, irgendwo auf der Flucht verloren oder gar als lästig und ungeraten in einer Trümmerwüste ausgesetzt, Findlinge, die namenlos nach Eltern suchen als nach dem Urgrund ihres Daseins in der Gemeinschaft. Und wir gedenken vielleicht eines großen Suchers vor Jahrtausenden, des Kynikers Diogenes, der für sich selbst die äußeren Lebensansprüche bis zur völligen Bedürfnislosigkeit überwand und so geläutert hinausging in den hellen Tag und unter der Menge, die ihn gaffend umstand, mit der Laterne Menschen suchte. Uns will zuweilen scheinen, als habe uns das Leid, das wir durchschritten, nun bald das Recht gegeben, in der weiten Welt um uns herum wieder nach Menschen zu fragen.

Herbert Freudenthal.

Deutschlandstimmen

Die sudetendeutsche Frage

ZUR ERINNERUNG AN DEN 4. MÄRZ 1919.

Am Ende des ersten Weltkrieges gab es in Oesterreich-Ungarn 6½ Millionen Tschechen und 12 ½ Millionen Deutsche. Durch die Bestimmungen von St. Germain erhielten die 6 ½ Millionen Tschechen im Namen des „Selbstbestimmungsrechtes der Völker" einen eigenen Staat, der aber unter Verletzung dieses Selbstbestimmungsrechtes mehr als 6 ½ Millionen Nichttschechen (Deutsche, Slowaken, Magyaren, Ukrainer usw.), enthielt. Dagegen wurden von den 12 ½ Millionen Deutschen der früheren Habsburger Monarchie als sogenannte „Minderheiten" 6 ½ Millionen anderen Staaten überantwortet, während dem Staate der restlichen 6 Millionen Deutschen der selbstgewählte Name Deutsch-Oesterreich wie der selbstgewünschte Wiederanschluß an das Deutsche Reich verboten wurde.

Dieser „Friede der Gerechtigkeit" wurde der Ausgangspunkt für die Entwicklung in den Sudetenländern Böhmen, Mähren und österreichisch Schlesien. Diese Sudetenländer waren und blieben durch die Jahrhunderte ein Entscheidungsfeld der europäischen Entwicklung. Noch immer gilt Wallensteins Wort: „Wer über Böhmen gebietet, ist Herr in Europa."

Bei ihren weitgesteckten Grenzziehungswünschen am Ende des ersten Weltkrieges gelobten die Tschechen größte Entwicklungsfreiheit für ihnen überlassene Anderssprachige. Der neue tschechische Staat sollte ein „Hort der Duldsamkeit" werden oder, wie der erste Staatspräsident Masaryk es ausdrückte, „eine höhere Schweiz". So war es in der Theorie. Aber die Praxis? Während die tschechischen Abgeordneten im alten österreichischen Reichsrat in Wien unter dem Schutze ihrer Immunität erklärten, es gäbe „nur **einen** Hochverrat, den am eigenen Volke". erklärte ein Vierteljahr später, im Dezember 1918, Eduard Benesch zu den berufenen deutschböhmischen Vertretern „Mit Hochverrätern verhandelt man nicht!"

Die 3 ½ Millionen Sudetendeutschen, die zum größten Teile dem geschlossenen deutschen Volksboden Mitteleuropas angehörten und auf der Scholle ihrer Väter niemals „Minderheit" gewesen waren, glaubten indes immer noch, das von Woodrow Wilson verkündete Selbstbestimmungsrecht werde auch ihnen Gerechtigkeit und Freiheit verschaffen. Sie wähnten, die Westmächte seien tatsächlich, wie sie verkündet hatten, für die Freiheit in das Feld gezogen und wollten „Macht durch Recht ersetzen." So zogen in deutschböhmischen und deutschmährischen Orten Anfang März 1 19, also vor genau 30 Jahren, als die Friedensverhandlungen in Gang zu kommen schienen, waffenlose Männer und Frauen durch die Straßen, um ihre Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreis und ihre Sehnsucht nach politischer Freiheit zu bekunden, in der Hoffnung, dadurch das „Weltgewissen zu wecken". Gerade das wollten die Tschechen unter Eduard Beneschs Führung verhindern: Er ließ aus Sibirien gekommene Ueberläufer, sog. tschechische Legionäre, und Männer von ähnlichen Qualitäten in die deutschsprachigen Orte einrücken und gab ihnen freie Hand gegenüber den Einheimischen.

Diese Vollmacht der Prager Regierung mußte zu Blutvergießen führen. Wie von den Tschechen geplant, kam es. Als am 4. März 1919 die sudetendeutschen Männer und Frauen, wieder waffenlos, auf den Straßen ihrer Heimatorte Wilsons 14 Punkte anriefen, schossen in einer ganzen Reihe von Städten die tschechischen Okkupanten in die Menge: Ueberall gab es Tote und Verwundete, in Kaaden, Komotau, Außig, Reichenberg, Sternberg in Mähren und vielen anderen Orten. Der sudetendeutsche Selbstbestimmungswille wurde in Blut erstickt.

Aber wirklichen Frieden gab es damit nicht. Der Fluch der Bluttat vom 4. März 1919 fiel auf die tschechischen Urheber zurück. Wohl bekamen sie die von ihnen erstrebten Grenzen. Ganz Sudetendeutschland mit rund 3 ½ Millionen deutscher Einwohner — mehr, als es Norweger in Norwegen gibt — wurde tschechisches Staatsgebiet. Die neuen Prager Herren versuchten mit Zuckerbrot und Peitsche, die annektierten Sudetendeutschen wie die anderen Volksgruppen ihres Staatsgebietes um Väterart, Muttersprache und Kinderseelen zu bringen. Der Erfolg blieb aber versagt. Die Erinnerung an die Märtyrer des 4. März 1919 hielt Sudetendeutschlands Gewissen wach. Jahr für Jahr wurde der 4. März ein Tag sudetendeutscher Selbstbesinnung und Wiedererinnerung an das große Ziel der „Märzgefallenen". Und als im März 1938 Deutschösterreich sein Selbstbestimmungsrecht verwirklichte und heim ins Reich kehrte, ging auch die Saat des 4. März 1919 auf: Die Deutschen Mitteleuropas machten die sudetendeutsche Sache zu der ihren, das verbündete Italien half, der einsichtigere Teil der Engländer und Franzosen gab nach, und für die mit der Schuld des 4. März 1919 beladenen Benesch-Tschechen machte keiner einen Finger krumm. Ganz Sudetendeutschland kam gleichfalls zurück zum Reich.

Nun nach dem zweiten Weltkrieg haben die Tschechen zum alten Unrecht noch größeres hinzugefügt. Sie, die durch die deutsche Politik des Protektorats über die nichtsudetendeutschen, tschechischsprachigen Teile Innerböhmens und Innermährens vor den Schrecken des zweiten Weltkrieges bewahrt wurden, haben mit Hilfe sowjetischer und westalliierter Vollmachten seit 1945 in wahren Orgien der Grausamkeit die ganze sudetendeutsche Bevölkerung zum Lande hinausgepeitscht. Hunderttausende von wehrlosen Männern, Frauen, Kindern und Greisen wurden grausam hingemordet. Was sich an tschechischen Greueln an diesen sudetendeutschen Opfern hinter Stacheldraht oder Kerkermauern, am hellichten Tag mitten in Prag, auf der Landstraße oder im Dickicht der Wälder abspielte, übertrifft noch beinahe die schlimmsten anderen bekannt gewordenen Schandtaten der „Sieger" dieser Teufelsjahre. Allein tschechische Propaganda nennt diese Mord- und Marterorgien einfach Bevölkerungs-"Transfer" ...

Die Reste der Sudetendeutschen mußten, der letzten Habe beraubt, über die Grenzen Oesterreichs oder des Rumpfreiches fliehen. Die Tschechen glauben damit am Ziele ihres im März 1919 begonnenen Weges angelangt zu sein: Sudetendeutschland ohne Sudetendeutsche tschechischer Besitz. Sie halten die sudetendeutsche Frage für „endgültig gelöst". Allein sie werden es erleben, sie hat erst jetzt richtig angefangen, eine Frage zu werden. Die Toten des 4. März 1919 leben wie die Toten von 1945.

T. Unkraut.

Verlorene Ideale

Diese Ausführungen stammen von einem deutschen Soldaten, der 1947 lungenkrank aus Rußland heimkehrte und sie dann in Davos kurz vor seinem Tode einem Kameraden in der folgenden nüchternen Form vortrug.

Im März vorigen Jahres wankte eine „Arbeitsbrigade" aus dem Lager X. (ca. 200 km nordöstlich von Moskau) zu einem etwa 4 km entfernten Waldstück, wo wir beim Schälen und Aufladen von Baumstämmen beschäftigt waren. Müde, noch durchnäßt vom Morgen, trotteten dreiundzwanzig Mann stumpfsinnig den uns schon sattsam bekannten Weg dahin, als ein „Iwan" uns auf dem Rade überholte, die Kolonne anhielt, und mit unseren Posten verhandelte. Da es der Schreiber aus der Stabsbaracke war, kursierten sofort die üblichen Parolen: Entlassungskommission, Verlegung ... usw.

Wir machten kehrt; weniger ausdruckslos waren die Gesichter nun, denn was konnten uns die nächsten Minuten alles bringen. Vor der Stabsbaracke stellten wir uns zu den anderen Brigaden, wie man diese Ansammlung von „Menschenwracks" nannte. Der Kommandant trat heraus und kündigte uns einen „sehr wichtigen" Vortrag an. Gleichgültig, ja fast abweisend waren die Gesichter der Meisten, als wir im sogenannten großen Tagesraum warteten. Da wir überwiegend erst nach dem Zusammenbruch verschleppt wurden, war den meisten bereits die Praxis der kommunistischen „Befreiung" aus der Ostzone bekannt.

Was nun folgte, war an und für sich das stets gleiche: salbungsvolle Reden, Phrasen über den betrogenen Soldaten, der auch in Zukunft immer ausgebeutet würde, wenn er sich nicht entschlösse, mit allen Mitteln eine neue Welt der sozialen Gerechtigkeit zu erkämpfen. Gemeint ist damit natürlich der Kommunismus contra „faschistische Reaktion" (Westmächte). Es wurde wie immer viel versprochen und zwischendurch auch mit Drohungen nicht gespart. Die nun folgende Aufforderung zur Teilnahme an „Umschulungslehrgängen" mit späterer Eingliederung in Formationen „deutscher Freiheitskämpfer", war uns bereits durch Leidensgenossen, die aus anderen Lagern kamen, geläufig. Von allen Anwesenden hatte die Angelegenheit jedoch für mich einen besonderen sensationellen Charakter. Gleich bei den ersten Worten und Bewegungen des Vortragenden tauchten vor meinem geistigen Auge die Bilder einer längst versunkenen Zeit auf.

Es war in Bamberg im Jahre 38 ...

Wir jungen Rekruten hatten zum erstenmal Ausgang und ich bummelte mit meinem Stubenkameraden Hans-Karl v. R. durch die Gassen der alten Mainstadt. Ich war Student, er dagegen der Sohn eines kürzlich verstorbenen Diplomaten. Ich erwähne dies, da seine Art zu denken und zu fühlen ganz dem Rahmen seines elterlichen Milieus entsprang. Er war gemäß den alten Traditionen seiner Familie erzogen worden. R. war begeisterter Soldat und wollte Offizier werden. Nur dieser seiner Einstellung war es zu danken, daß er bei seinen politischen Meinungsäußerungen nicht schärfer wurde. Denn er begrüßte wohl den kolossalen Machtaufschwung des Reiches, doch waren ihm die Anschauungen der damaligen Zeit fremd; wohl eine Folge seiner Erziehung. Unsere Freundschaftsbande lockerten sich erst, als er abkommandiert wurde. Wir sahen uns dann in der folgenden Zeit noch in gewissen Abständen wieder. So im Jahre 40, als ich zu einem O-A-Lehrgang zum E.-Batl. kam. R. war zu dieser Zeit schon Leutnant und gerade im Westen verwundet worden. — Zwei Jahre später kam ich nach meiner Verwundung wieder zum „Ersatzhaufen", wo auch R. diesmal als Oberleutnant Dienst tat. Bald darauf wurden wir beide zur 14. Panzer-Division versetzt, die im Rahmen der 6. Armee bei Stalingrad kämpfte. Ich wurde abermals verwundet und zwar diesmal so schwer, daß ich in einer der letzten Transport-Maschinen noch der Hölle entrinnen konnte. Unseren Abtransport leitete Oberleutnant R. Ich glaube, ohne ihn wäre ich kaum ins Flugzeug gelangt, denn die Panik war so groß, daß ein Schwerverwundeter glatt niedergetrampelt wäre. Als sich die Maschine unter Beschuß in die Höhe schraubte, war ich dankbar und traurig zugleich. Wir alle wußten, daß es für die Zurückbleibenden, darunter auch R., nur Tod oder Gefangenschaft geben konnte. Das Erstere war wohl noch das beste Los ...

Acht Monate darauf wurde ich als „dienstunfähig" infolge einer schweren Lungenverletzung entlassen. Bis zum Einmarsch der „Roten Armee" studierte ich in Berlin. Wenn mir dieser grauenvolle Endkampf an sich schon eine schwere Belastung bedeutete, so stand mir das Schlimmste noch im Winter 45 bevor, als ich eines nachts mit vielen anderen jungen Menschen ins „Arbeiterparadies" verschleppt wurde. Mir ist bis zum heutigen Tage noch kein Grund dafür genannt worden. An die Kriegsjahre dachte ich schon lange nicht mehr.

Der Mann aber, der dort diese Phrasen vor unseren Ohren drosch, war ohne Zweifel der ehemalige Oberleutnant v. R. Trug er auch nun einen Zivilanzug, so waren seine zierliche Statur, seine knappen Gesten, und der stets zusammengepreßte Mund mit der Narbe am Kinn untrügliche Kennzeichen.

Während die Vergangenheit an meinem geistigen Auge vorüberzog, fragte ich mich unaufhörlich nach dem Motiv seiner Handlungsweise. War er auch in vielen Dingen anderer Anschauung gewesen, so konnte er seine kerndeutsche Haltung nie verleugnen. Als Preuße und besonders als Ostpreuße gab es für ihn nie einen größeren Gegner, als den Russen. Was war nun in ihm, wie in vielen seiner Kameraden, nach der letzten Stunde in Stalingrad vor sich gegangen? War es nur Angst um das nackte Leben gewesen? Das glaubte ich kaum, denn R. war nicht der Mann dazu und sein Vortrag hatte echt und überzeugt geklungen. — Um dies zu erfahren, meldete ich mich eine Stunde später mit sechsundzwanzig anderen Gefangenen vor der Lagerkommandantur. Wußte ich auch, daß ich auf Grund meines steten Bluthustens abgelehnt würde, so war dies dennoch die einzige Möglichkeit, R. zu Gesicht zu bekommen.

Als Letzter betrat ich das „Allerheiligste" und ging zum Tisch des Schreibers, um die Fragen nach meiner Vergangenheit, vornehmlich der Militärischen, zu Papier zu geben. Wie oft schon war dies geschehen, doch niemals war ich dabei so erregt, wie diesmal. R. schaute mich beim Eintritt flüchtig an, ohne das geringste Zeichen des Erkennens. Wie konnte er auch. Hatte ich doch keine Haare mehr, mein Mund wies kaum noch Zähne auf und zudem war ich so entsetzlich zerlumpt und zum Skelett abgemagert. Erst als mein Truppenteil eingetragen wurde, schaute er mich an. Mein Name konnte ihm ja nichts sagen, da er zu häufig vorkam. Augenblicke später trat er auf mich zu, musterte mich eingehend und ... verlangte meine Untersuchung im Revier. Damit wurde ich entlassen und wußte, das es meiner Ablehnung gleichkam: denn nach der Untersuchung würde

ich bestenfalls „zurückgestellt“ und damit war die Verbindung zu R. abgerissen. Der Abend kam und ich war tatsächlich ins Krankenrevier, in die „Isolier-Abteilung“ eingeliefert worden: Verdacht auf ... Tbc. Hatte ich nun auch Aussichten entlassen zu werden, so kam ich R. damit keinesfalls näher.

Die Tür ging auf ... R. stand vor mir. Also doch erkannt! Sofort zog er mich am Aermel ins Sanitäterzimmer, schickte den Gehilfen fort und eröffnete mir dann, daß ich leider nicht in Frage käme, für die Auswahl, da meine schwere Lungenverletzung offene Tbc nach sich gezogen hätte. Nach dieser offiziellen Anrede, ging die Unterhaltung nunmehr auf das Private über. Gemeinsame Erinnerungen. Dabei schien in seine Augen ein warmer Glanz zu kommen, den sein Gesichtsausdruck allerdings Lügen strafte. Da ich dennoch den Eindruck hatte, daß er wieder in mir den Kameraden von einst sah und in seinem Gesicht ein Ausdruck lag, als wolle er sich einmal aussprechen, fragte ich ihn gerade heraus nach seinem jetzigen Leben. Als er sich eine Zigarette angezündet hatte, berichtete er:

Er war nach der Kapitulation von Stalingrad durch mehrere Lager geschleppt worden, bis er eines Tages zum „Komitee Freies Deutschland“ stieß. Er schloß sich an, im festen Gefühl, ein Opfer der deutschen Führung geworden zu sein. — Es war Verblendung zu glauben, daß gerade der Russe der richtige Partner sei; doch der Gedanke der Enttäuschung und der Wut über den Verrat der Westmächte herrschte bei den Offizieren, besonders den Jüngeren nach Ende des Krieges, vor. Dies wurde von den Leitern des „Komitee's“ für ihre ehrgeizigen Pläne mißbraucht. Nach entsprechender Ausbildung und Beobachtung, setzte man ihn schließlich in verschiedenen Vertrauensstellungen ein. Je mehr er aber hinter die Kulissen sah, desto mehr kamen er und viele seiner Kameraden zu der Ueberzeugung, das eine kolossale Gefahr dem übrigen Europa drohe. Deutschland aber hatte die Welt vergeblich gewarnt ...

Nur Amerika und England konnten jetzt die Welt noch vor der Gefahr aus dem Osten retten. Sicher hatte man auf dieser Seite bereits die Untragbarkeit und Gefahr des Bündnisses mit dem Russen eingesehen und war auf dem besten Wege, die Fehler der Haßpolitik von Jalta und Potsdam zu korrigieren, zum Wohle Europas und der Welt. Nur die bereits von Deutschland angestrebte „Europa-Union“ ist in der Lage, den Osten abzuwehren, oder als dritte Macht zwischen den beiden „Kolossen“ das politische Gleichgewicht zu halten. Und hierzu sind sicher viele Deutsche bereit. Es brannte nur ein Gedanke in den Hirnen dieser Männer: Amerika wird nach Beseitigung des Hitler-Regimes mit den Gegnern von Einst Frieden schließen, und den Kampf gegen den Weltfeind aufnehmen, denn eine Feindschaft zwischen den anglo-amerikanischen Völkern und dem deutschen Volk bestand ja nicht. — R. schwieg, zündete sich eine Zigarette an und sah vor sich hin ...

Nach allem Gehörten konnte ich R. und seine Kameraden nur zutiefst bedauern. Denn sie gaben sich abermals einer schrecklichen Illusion hin, die aber verständlich wird, wenn man bedenkt, daß keiner von diesen Leuten eine Ahnung von dem schamlosen Betrug der Westmächte an Europa und Deutschland hatte. Sprach doch der Russe in seiner Propaganda immer von der Feindschaft mit dem Westen, von Krieg, von „faschistischer“ Reaktion in der Politik der Westmächte. Wie konnte man da auch bei den Deutschen im inneren Rußlands etwas anderes glauben, als das ein politischer Kurswechsel besserer Einsicht Platz gemacht habe. Man habe in Anbetracht der drohenden Weltgefahr den alten Zwist vergessen und arbeite zum Schutze der abendländischen Kultur und des Friedens Hand in Hand.

Nach einer Weile fuhr R. in seinem Bericht fort:

„Im Herbst 46, also vor einem ½ Jahr, „durfte“ ich nach Deutschland, um mich in der Ostzone zur Verfügung zu halten. Die Wünsche vieler irregeleiteter Kameraden begleiteten mich und ich selbst war festen Glaubens, eine Verbindung zu den neuen deutschen Behörden und zu den Besatzungsmächten herstellen zu können. Vielleicht konnten wir hier in Rußland einen kleinen Teil zur Vernichtung der kommunistischen Pest beitragen, so sehr wir auch auf verlorenen Posten kämpften.

Aber eine Enttäuschung jagte die andere. Zunächst war meine alte Mutter gestorben; mein Schwager saß in einem englischen „Camp“. Er war Ofizier bei der Abwehr gewesen und der Engländer trachtete danach, einiges zu erfahren. Die Behandlung im allgemeinen und Art der Verhöre durch den „Secret Service“ erschütterten mich. Sie waren in ihrer Brutalität und dem Zynismus der Methoden, den Bolschewisten ebenbürtig. Kameraden hatten sich in den U. S. A.-Lagern mit sechzig Mann in ein Brot teilen müssen. Sie lagen bei strömendem Regen wochenlang auf freiem Feld, nachdem man ihnen zuvor die Decken abgenommen hatte. In Regensburg hatte man allen Soldaten und Offizieren zum Gespött nach russischem Vorbild die Haare abgeschnitten. Ich erlebte, wie deutsche Mädchen ebenso zu „Freiwild“ gestempelt wurden, wie bei den Russen. Man tarnte es heuchlerisch als „Fraternisation“. Wohlgemerkt, dieser Ausdruck bezieht sich nicht auf den männlichen Teil der Bevölkerung, mit dem eine Verbrüderung angebrachter gewesen wäre!

Bei der Rechtssprechung sah ich keinen Fall,

wo man in Streitfällen zwischen Besatzungsangehörigen und Deutschen, diesen selbst in den offensichtlichsten Fällen recht gegeben hätte. Es war verboten! Statt die wertvollen Teile der Bevölkerung zur Mitarbeit heranzuziehen, stieß man sie durch zynische Verleumdung seiner Soldaten, durch Lächerlichmachung a la Hollywood und durch Verdrehung der primitivsten Rechtsbegriffe derart vor den Kopf, daß der Zeitpunkt der „Demokratisierung" verpaßt ist.

Der grauenhafte Städtemord mit der Ausrottung von Millionen Frauen und Kindern, die Zerstörung unersetzbarer jahrhundertealter Kunstschätze und die gewaltsame Umerziehung in fremde Lebensauffassungen rundeten dieses erschütternde Bild nur ab. Alle Deutschen, die bereit wären, trotzdem gegen den Osten mit der Waffe notfalls Stellung zu beziehen, werden als „Verbrecher" und „Militaristen" zu hohen Zuchthausstrafen „verurteilt". Nur eine jammervolle „Garnitur" sogenannter deutscher „Persönlichkeiten" genießen als Marionetten das Vertrauen der Alliierten, nicht das des Volkes!

Und alle wichtigen öffentlichen Aemter und Stellungen werden von „Figuren" bekleidet, die in ihrer „demokratisch-pazifistischen" Einstellung keine Stärkung der Abwehrfront bilden werden. Warum aber ist das Volk heute noch über die Hintergründe und die Ausmaße seiner Tragödie im unklaren? Weil im Westen ebenso wie im Osten totale Pressediktatur herrscht. So total, daß jeder Versuch die Wahrheit (heute mehr denn je als Bindeglied zwischen den Nationen erforderlich) zu verbreiten, unterdrückt wird.

Italien, das zweiundzwanzig Jahre dem Faschismus huldigte, Japan und andere ehemalige Verbündete haben heute nicht nur ihre eigenen Regierungen, können ex- und importieren, sondern verfügen bereits wieder über Handelsflotten zur See und zur Luft. Ihre Industrie und Wirtschaft läuft und sogar eine kleine Heeresmacht schützt das Land. — Im Reich dagegen: 50 Jahre Besatzung mit allem ihrem Elend, keine Regierung, restlose und dazu sinnlose Zerstörung der Industrie, brutale Ausbeutung der deutschen Wirtschafts- und Finanzkraft, Raub der deutschen Patente und Erfindungen, die dann der Welt als eigene vorgeführt werden. Mit einem Wort, man macht das wahr, was wir immer für „Goebbels'sche Hetzpropaganda" genommen hatten: die völlige und endgültige Liquidierung Deutschlands als selbständige Nation mit eigener Lebensform. Und bei allem Plündern werden laufend die Worte der „Demokratie", der „Humanität", der „Hilfswilligkeit" salbungsvoll im Munde geführt. Das wahre Gesicht dieser Menschheitsbeglücker kennt jedoch nur derjenige, der mit ihrer Justiz in Berührung kam. Das Gesicht ist das Gleiche wie im Osten.

Dies alles wäre noch nicht das Schlimmste, wenn diese saftlosen Rachegreise nicht bei ihrer „Leichenfledderei" einander in die Haare kämen! Und das am Vorabend der gewaltigsten geistigen und waffentechnischen Auseinandersetzung unserer Menschheitsgeschichte. Einigkeit und eiskalte Berechnung, gepaart mit stärkster Waffenkraft auf der einen Seite, — Uneinigkeit, Ueberheblichkeit, schulmeisterliche Verbortheit und pazifistische Lahmheit auf der Gegenseite. Alles was jene Mächte uns nach der „Befreiung" versprochen hatten, war nichts als Lüge! Und wir hatten uns darauf verlassen!

Die Quintessenz meines „Besuches" in Deutschland bestand nicht in dem Gefühl der Erleichterung, sondern mich beherrschte das Gefühl der Ausweglosigkeit. Unser ganzes Hoffen und Sehnen, die Befreiung der Welt von den kommunistischen Ideen, hatte sich auf die Westmächte gestützt, die ja eines Kulturgefühls mit uns sein mußten. Aber wenn denen die Vernichtung des deutschen Volkes wichtiger ist, als die Einigung und wahre Befriedung der Menschheit, wenn Europa dem ärgsten Feind ausgeliefert wurde und nun durch eine wahnsinnige Haßpolitik in Trümmern, Elend, Blut und Rauch untergehen soll, nur weil die Verantwortlichen weit vom Kampffeld sind, dann werden wir nunmehr dazubeitragen, das diese Völker den Wahnsinn ihrer Politiker auch am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Wenn nicht gleiches Recht für alle, dann wenigstens gleiches Elend für alle! Aus dem Westen droht die Gefahr der geistigen und machtmäßigen Tyrannei, in Form einseitiger Machtüberlegenheit. Aus dem Osten die Beseitigung unserer bisherigen Geistes- und Kulturwelt. Bei diesem Resultat angelangt, erinnerte ich mich mancher Debatten während unserer Bamberger Zeit. Aber nun ist es zu diesen Ueberlegungen zu spät! Den letzten Anstoß zur Rückkehr gab mir die Nachricht, das man in Auerbach b/Nürnberg, Brote mit Arsen vergiftet hatte, und mehrere tausend Soldaten daran erkrankt und zum Teil gestorben waren. Es geschah im Winter 46/47 und nach Bekanntwerden, schob man die Schuld den Bäckereigehilfen zu, die „Ausländer" waren! Ich habe meinen Glauben und mein Vertrauen restlos eingebüßt. Ich weiß nur, daß viele deutsche Wissenschaftler, Techniker und Militärs heute ihr ganzes und nicht zu unterschätzendes Können für die Weltrevolution einsetzen. So oder so aus Verbitterung über den Verrat der Alliierten an Europa, den sie heute versuchen feige auf andere Schultern abzuwälzen. Diese Tatsache genügt, um der Welt eines Tages zu demonstrieren, daß die Entfernung für die verantwortlichen Völker keine Sicherheit und kein Entrinnen mehr bedeutet."

Bei den letzten Worten war R. bereits auf-

gestanden und reichte mir nun die Hand. „Komm gut heim und viel Glück", waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte, bevor er im Dämmer der Baracken meinen Blicken entschwand.

Fünf Wochen später passierte ich die Entlassungsstelle in Frankfurt a/O. Ich war frei, und R. hatte wahrscheinlich sein Bestes dazu getan! Nachdem ich vorübergehend im Schwarzwald in einem Sanatorium mein Leiden auszuheilen suchte, bin ich nunmehr lange Monate in der Schweiz. Ich erlebe täglich, wie wahr die Worte meines Kameraden R. waren, denn noch heute lebt die westliche Welt in derselben unglaublichen Uneinigkeit und wird geschickt im selben zersetzenden Haß von einer Clique gehalten, die auch bei unseren Militärregierungen das große Wort hat.

Warum ich nicht früher hiervon sprach? Vor vier Wochen bekam ich durch Angehörige die Nachricht, daß R., wieder in der Ostzone, einem Autounfall erlag.

Es besteht keine Gefahr mehr, ihm Unannehmlichkeiten zu bereiten.

PARTISANEN

HEINZ BÖHMER

Boschko hatte schon lange das weiße Tuch vom Baum genommen, als der deutsche Offizier bei ihm auf der kleinen Höhe endlich ankam. Was der hier so allein wollte, war ihm nicht ganz klar. Auf jeden Fall hatte er sein Dorf drüben zwischen den Obstbäumen erst einmal verständigt und das Tuch eingesteckt. Dieses Ausspähen war ja noch wichtiger geworden als das Weiden der paar Kühe, die das Dorf in diesen Kriegszeiten noch besaß.

Der Offizier war ziemlich jung. Leutnant schien er zu sein. Jedenfalls grüßte er so bescheiden, als ob er noch nicht lange gewohnt war zu befehlen. Ausgerechnet neben Boschko setzte er sich nieder und fing nach einem Augenblick des Ausruhens an, von der Schönheit der Gegend zu sprechen. Boschko war auf der Hut. Man hatte ihm genug Böses von diesen Deutschen erzählt. Er schaute sich immer wieder um, aber der Fremde schien tatsächlich alleine zu sein. Die Kühe grasten ruhig weiter. Ein bißchen stolz war er natürlich auf seine Heimat. So ganz hatte er das bisher wohl nicht gesehen, was der Leutnant da alles schön fand, aber es stimmte schon: diese kleinen Blätter von den Olivenbäumen flimmerten wirklich so lustig wie ein paar hübsche, kleine Mädchen, und die großen Feigenblätter da sahen aus wie ein paar behäbige, alte Großmütter. Ja, meinte er, seine Großmutter sei auch so eine alte, ruhige Frau, „den ganzen Tag sitzt sie vor der Tür. Nur muß sie jetzt Fische ausnehmen und Gemüse zubereiten dabei, weil viel Arbeit ist, seitdem die Deutschen gekommen sind." Das sollte so eine Art Vorwurf sein. Boschko war ja kein Kind mehr. Dazu war das Leben viel zu ernst geworden.

Diese Bitterkeit konnte auch der Leutnant nicht übersehen, aber, was sollte er damit anfangen? Gestern abend war er erst hierher gekommen, als Adjutant zu dem Kommandeur da unten im Ort, und jetzt hatte er nichts weiter vor, als sich diese neue Landschaft etwas anzusehen. Und dieser kleine, zerlumpte Kuhhirt da war gerade die richtige Abwechslung, um sich auch ein bißchen unterhalten zu können. Was sollte er sich das Leben schwerer machen, als es ohnehin schon war? Er wollte nichts Trauriges hören an diesem schönen Morgen. Dafür konnte er ja nicht, daß diese Menschen hier die Deutschen so haßten. Er hatte keinem etwas getan und hatte auch gar nicht die Absicht, ihnen irgend etwas anzutun. Er sagte dem Jungen nur, daß er auch den Frieden lieber hätte, „aber man muß nun mal seine Pflicht tun, in der Gemeinschaft, in der man steht. Einer alleine kann sich in dieser Welt nicht gut durchschlagen und da müssen wir eben füreinander sorgen, findest Du nicht auch? Und in diesem Kriege muß man das genau so wie vorher. Aber, weißt Du, das werden wir beide nie begreifen, wieso die Menschen aufeinander schießen, aber sie tun es eben." Und nach einem kleinen Augenblick setzte er noch hinzu: „Ich finde, für einen Mann gibt es ja eigentlich auch nichts Höheres, als in einem anständigen Kampf die Seinen zu beschützen, nicht wahr?" Dann schaute er still und wie von einer großen Freude erfüllt durch die tänzelnden Blätter vor ihm über

---

Du ahmst den Fabius nach und seinen schlauen Krieg.
Ich seh sein Zaudern wohl, allein wo ist Dein Sieg?

GRILLPARZER

die Wellen der grünen Hügel hinweg, als sähe er etwas ihm sehr, sehr Liebes dort hinten in weiter, weiter Ferne und sah darum auch nicht, wie schräg hinter ihm sich jemand gegen einen der alten silbergrauen Baumstämme lehnte und seine Maschinenpistole auf ihn richtete.

Gleich nach den paar schnellen Schüssen bückte sich Boschko, um ihm die Armbanduhr abzunehmen. Da bekam er aber schon einen mächtigen Schlag von seinem Vater, und taumelte schimpfend und wimmernd einige Schritte fort. Der Alte machte sich die Uhr ab, nahm die Pistole vom Koppel und ging: „Du bleibst solange hier in der Nähe, bis ich ein paar Frauen geschickt habe" sagte er noch.

Als die beiden Frauen zwischen den vielen Steinen das Loch fertig hatten, legten sie den Toten hinein. Dann bückten sie sich noch einmal und zogen ihm die guten Bergschuhe aus. Im ganzen Dorf hatten sie ja kein einziges heiles Paar mehr. Dann kratzten sie die braune Erde wieder zusammen und wälzten Steine darüber. Wegen der hungrigen Hunde kamen noch ein paar Dornenbüsche obendrauf. Schweiß rann ihnen beiden von Stirn und Armen als sie damit fertig waren. Auf einem Steinblock ruhten sie sich aus und besahen ihr Werk. Die eine fing dann an, ein Ave Maria zu beten und die andere machte mit.

Ungefähr vier Wochen später stand oben im Norden, weit, weit weg, hinter einem Dutzend von Gebirgen und Flüssen in einer von den dortigen großen Städten, eine kleine Frau in einer Schlange vor einem Brotgeschäft, als gerade der Postbote vorbeikam und ihr einen Brief zurückbrachte. „Neue Anschrift abwarten" stand darauf. Als sie das gelesen hatte und wieder aufsah, da schien ihr die ganze Welt auf einmal verändert, so, als wenn sie sich rundherum ein Stück von ihr wegbewegt hätte und dabei noch ein wenig grauer und schäbiger geworden wäre, als sie es schon bislang manchmal gewesen war.

*

Ein halbes Jahr nach jenem Kriege las ich in einer großen und berühmten Zeitung, daß die Partisanen Helden gewesen seien. Ich habe mich über diesen Satz sehr gewundert.

Eine Stimme aus der Schweiz

„Europa lebt nicht nur in seinen derzeitigen politischen Formen und es lebt auch nicht allein in seinen militärischen Rüstungen. Es lebt nicht nur im Westen, sondern auch im Osten des Eisernen Vorhanges. Dieser Eiserne Vorhang ist zwar eine furchtbare Wirklichkeit. Aber er ist nicht die ganze Wirklichkeit. Europa hört auch in jenen Gebieten zu bestehen nicht auf, vor denen er niedergegangen ist. Es lebt im finnischen Volke, dessen stummen Heldenmut wir einmal mehr bewundern; es lebt im deutschen Osten unter russischer Herrschaft; es wird auch in Polen, in Böhmen, in der Slowakei, in Ungarn und Rumänien leben. Vielleicht selbst in Rußland. Es lebt all da ohne Rüstung und Waffen, die dem Unterdrücker gehören, ohne Regierung und ohne Staat, die dem Fremden untertan sind. Aber Europa lebt in den einzelnen Menschen, in den Familien, in den Kirchen und Schulen; ohne Zweifel auch in den Herzen und Köpfen so mancher Soldaten, die einen fremden Rock tragen und nur darauf warten, ihn abzuwerfen, die fremden Fahnen folgen und nur die Stunde ersehnen, sie in den Staub zu zerren."

Dr. Werner Meyer in „Der Turnwart" II 12, Zürich.

Verlagsanmerkungen

Wir bitten diejenigen Leser, die bislang eine Bezahlung ihres Abonnements wegen Fehlens einer Vertretung in ihrem Lande nicht leisten konnten, diese nunmehr vorzunehmen. Ihre Freunde im Reich, Oesterreich, Südtirol und der Schweiz weisen Sie bitte auf die jetzt vorhandene direkte Bezugsmöglichkeit (Vertreterverzeichnis siehe letzte Seite) hin.

Bei Adressenänderungen bitten wir um rechtzeitige Mitteilung. Bei Reklamationen bezüglich Belieferung bitten wir, in allen Fällen die Bestellnummer anzugeben.

Die folgenden Hefte mit zum Teil grundlegenden Artikeln (Die letzten Tage der Reichsregierung, Bismarck, Aus den Briefen des Generaloberſten Jodl an seine Gattin, Umbau im Empire, Schlußworte der in Nürnberg Verurteilten, u. a.) sind noch beim Verlag in beschränkter Anzahl greifbar: 1947 Heft 4, 5, 6 u. 7; 1948 Heft 1, 2, 7, 10, 11 u. 12. Bestellungen direkt oder über die Vertreter möglich.

Der Verlag.

Frauen Werken und Wissen

Wiederkehr einer Liebe

ANGELA VON BRITZEN

Ernestine sah lächelnd ihrer Tochter nach, die mit hochroten Wangen im langsam kreisenden Strom der Theaterbesucher untertauchte, um die Pause mit dem jungen Mann zu verbringen, von dem sie soeben der Mutter schwärmerisch und stockend erzählt hatte.

Ernestine verließ sich vollkommen auf die guten Anlagen ihrer Tochter und ließ — im frohen Gefühl der Losgelöstheit und Ruhe — ihre Augen über die vielen unbekannten Gesichter hingehen.

Aber plötzlich streifte ihr Blick ein Antlitz, das sie wie ein Alarm traf! Es war das grüblerische, behutsame Gesicht eines Gelehrten, in dessen gereiften Zügen sich als eine besondere Kostbarkeit erhalten hatte, was im Antlitz des Jünglings als weltferne Träumerei den Abstand zu den gleichaltrigen Kameraden bedeutet haben mochte. Und als habe ein Zauberstab geheime Zeichen gegeben, rief dieses stille Gesicht eine versunkene Welt ans Licht, die Ernestine viel wirklicher erschien als die bunte und greifbare, die sie umgab: die Welt ihrer Jugend und Liebe. —

Ja, die Geschichte ihrer Liebe war äußerlich so dürftig gehalten wie eine karge Radierung — keine sichtbaren Farben hatten dem Geschehen zwischen zwei Herzen angehaftet. Es war wie ein schmales, gebändigtes Bächlein vorübergerieselt, das niemals zum Strom der großen Neigung werden durfte — zwei Liebende, die zu spät einander begegneten, und die dennoch schon seit langer Zeit einander bekannt schienen, als sie sich zum ersten Male sahen.

Das war bei der Taufe von Gottfrieds erstem Kinde geschehen. Ernestine war als Verwandte der jungen Mutter zur Patin gebeten. Und als sie von dem winzigen Gesicht des Kindes, das sie vorsichtig mit den Spitzenkissen auf den Armen hielt, aufblickte, traf sie in ein Augenpaar, das angefüllt war mit Staunen und großem Erkennen. „Da bist du endlich“, schienen diese Augen ihr zu sagen, „ich habe dich längst erwartet. Die junge Ernestine war so beseligt von diesem Du-Sagen der Augen, daß ihr die Ungeheuerlichkeit des Geschehens gar nicht zum Bewußtsein kam und sie träumerisch wiedergrüßte.

Erst, als im Verlauf des Festes die junge, gefeierte Mutter übermütig von ihrer Kusine verlangte, daß sie mit dem Taufvater den Bruderkuß tauschte, hatte sich plötzlich ihr Gefühl mächtig aufgelehnt, und aus einer unerklärlichen Bedrängnis heraus hatte sie sich heftig geweigert. Auch Gottfried wehrte sich plötzlich leidenschaftlich gegen diese landläufige Sitte, mit der Verwandtschaften und Freundschaften besiegelt werden. Wie auch die junge Frau zureden und vermitteln mochte — die beiden blieben scheu und fremd miteinander.

Aber später einmal, nach Monaten — und während Ernestine langsam dem kreisenden Strom folgte und den Blick unverwandt auf das ihr so vertraute Gesicht geheftet hielt, wurde ihr alles wieder gegenwärtig —, nach Monaten hatten Gottfried und Ernestine dennoch ihren Kuß geküßt. Ihren Kuß, der ihnen und ihrem Leben ganz allein gehörte und bei dem niemand Zeuge war als nur der kleine Karl, der in der Sonne schlief. Sie küßten, tief versunken in die bittere Süße des Augenblicks, ganz bewußt ihren Kuß und fühlten es beide, daß es der einzige sein werde, den ihr verschlungenes Geschick ihnen vergönnte. Denn der kleine, beginnende Mensch, der zu ihren Füßen im Grase lag und dem Kommenden mit der verpflichtenden Hilflosigkeit der Jugend dumpf entgegendämmerte, war das große, nicht zu überwindende Hindernis, das ihren Leben verwehrte, ineinander zu verschmelzen. Um dieses kleinen Knaben willen

hatten sie nicht den Mut, die Ehe, die sie trennte, aufzulösen. Und sie nahmen beide lieber die unendliche Leere freudlos gewordener Pflichten auf sich, als die Verantwortung für ein zerrissenes Kinderleben.

Damals, als die junge Ernestine mit langsamen Schritten aus dem Garten ging, und Gottfried sich in entgegengesetzter Richtung schwerfällig davonschleppte, hatte ihnen nicht der Rausch der Opferwilligkeit geholfen, sondern sie waren müde und leer gewesen. Müde, jemals wieder eine Arbeit anzupacken, und leer, daß kein Ozean sie hätte füllen können.

Nein, der Ozean hatte es nicht getan, — der Alltag! Er hatte dem jungen Forscher seine Berufung und seine Ziele gewiesen und hatte der blassen Ernestine einen Mann gezeigt, der ihrer Hilfe bedurfte und der mit schüchternen, wartenden Augen nach ihrem Gesichte blickte. Der Alltag hatte der stillen Frau nach der freudlosen Hochzeit neue, kleine Pflichten zugetragen, die niemals aufhörten und immer wieder erfüllt werden mußten. Dann war Elisabeth gekommen, das kleine rosa Wunder, das auch auf den schmalen Wangen der jungen Mutter wieder etwas Farbe hervorzuzaubern vermochte. Und dann hatte der gleichmäßige Strom des Lebens, der von jedem verlangt, daß er Schwimmbewegungen mache, wenn er nicht untergehen will, sie weitergetragen — gütig und hart, grausam und herrisch — aber im ganzen doch, und das erkannte die Frau jetzt so deutlich, als hätte ihr jemand die Schleier vom Leben abgezogen, im ganzen doch: gnädig.

Es wuchs eine große, frohe Sicherheit in Ernestine auf, als sie an dem geliebten Gesicht ihr eigenes Leben maß, und sie, die im ersten Schrecken des Wiedererkennens am liebsten geflohen wäre, ging plötzlich mit raschen Schritten quer durch den Kreis der Menschen hindurch und berührte den Arm des versonnenen Mannes.

Er blickte auf und erkannte sie sofort.

Wieder war dieses frohe und staunende Du-Sagen in seinen junggebliebenen Augen, und wieder schien es Ernestine, als habe sie dies Antlitz schon gesehen, ehe sie noch ihr Leben auf dieser seltsamen Welt begonnen hatte. Aber die Wucht der unabwendbaren Entscheidungen und des wartenden Schmerzes stand nicht mehr drohend über diesen beiden — sie trafen sich unter dem milden Zeichen bestandener Prüfung. Es war eine geschwisterliche Wärme in den Händen, die sich zu langem Drucke trafen.

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her, beschenkt von der Gegenwart des anderen und von der reichen Stunde. Dann begann Gottfried leise zu reden: „Zwanzig Jahre ist es her, Ernestine. Ich habe selten von dir gehört. Aber es war auch nicht notwendig — ich hatte trotzdem immer das Gefühl, du gingest mit deinen tapferen Schritten neben mir her — so wie eben jetzt."

„Ich habe geheiratet", sagte sie zaghaft, „und ich bin glücklich geworden."

Er wandte den Kopf und umfing ihr ganzes Gesicht mit dem warmen Leuchten seiner Augen. „Man sieht es, Ernestine!"

„Wir drei sind erst vor einigen Wochen hier hergezogen — ich glaubte nicht, daß du noch in dieser Stadt lebtest."

„Du sagst: wir drei. Hast du ein Kind?"

„Eine Tochter — Elisabeth. Ich zeige sie dir gerne nachher, sie ist mit mir hier im Theater. Siebzehn Jahre, Gottfried — viel älter war ich damals auch nicht . . ."

Er nickte, und auf seinem ausgeprägten Gesicht kamen und gingen die Lichter der mächtigen Erinnerung. Ernestine betrachtete ihn heimlich von der Seite, und aus ihrer sicheren Fraulichkeit heraus fand sie den Mut zu einer weiten Zärtlichkeit und zu einem schwesterlichen Ergreifen seiner Hand. „Ich bin froh", sagte sie leise. Und Gottfried verstand sie.

Das lange Klingelzeichen der beendeten Pause schreckte die beiden Schweigsamen auf, die wie Pilger in der schönen Landschaft bestandener Leiden wallfahrteten. Ernestine hob den Kopf und sah Elisabeth an der Seite eines jungen Mannes auf sich zukommen.

„Da ist meine Tochter", sagte sie, und der Stolz ließ ihre Worte hell klingen.

„Und da ist mein Karl", fügte Gottfried schlicht hinzu.

Ernestine sah ergriffen in das verwandelte Gesicht ihrer Tochter, und es fiel ihr plötzlich schwer aufs Herz, was das Kind ihr vorher mit stockendem Atem von dem jungen Freunde erzählt hatte. Diese beiden jungen Menschen gingen so feierlich nebeneinander her, mit hochglühenden Wangen und von der heimlichen Elektrizität leise sich verschlingender Strömungen durchleuchtet, daß es kein Zweifel war: das Schicksal rauschte schon leise mit den Schwingen über ihren jungen Häuptern.

Ernestine und Gottfried sahen sich an und entdeckten in den Augen des anderen dieselbe Sorge und das gleiche Erkennen. Sie fühlten die unerbittliche Auferstehung ihrer Liebe, die sie niedergezwungen zu haben meinten, sie wußten: ihre Kinder mußten es austragen!

Aber während im Antlitz der Frau sich Angst und die Erinnerung an all die überstandene Qual ausprägten, breitete sich mählich über das reife und wissende Gesicht des Mannes ein befreites Lächeln, und indem er ihre beiden Hände behutsam in die seinen nahm, sagte er leise und eindringlich: „Ernestine — vielleicht wird es nun doch noch einmal zum Blühen kommen. Ich habe Vertrauen zu unseren beiden."

Und da glitt, wie ein Streifen wandernder Sonne, das Lächeln auch auf das mütterliche Gesicht hinüber.

„Mama, die Pause ist um, das Drama geht weiter", mahnte eine junge Stimme.

Wenn die Kinder schlafen ein

VON KÄTHE GERMANN

„Mama, kommt heute Vorlesen oder Singen dran?", so heißt es bei uns jeden Abend beim Zubettgehen. Denn die halbe Stunde vor dem Einschlafen ist immer ein kleines Fest. Den einen Abend liest die Mutter Märchen vor — da schüttelt die Frau Holle ihre Betten, Schneewittchen erwacht zu neuem Leben, beim König Drosselbart ist's am schönsten, wenn er die ganzen Töpfe kaputt reitet, im Dornröschen bekommt der Küchenjunge eine Ohrfeige, und der Froschprinz holt den goldenen Ball aus dem Brunnen herauf. Großer Beliebtheit erfreut sich auch das Märchen vom eigensüchtigen Riesen von Oscar Wilde. Dazwischen gibt's mal eine naturkundliche Geschichte. Der große Bub, der schon 7 Jahre ist, hört ganz versunken zu, und der kleine Dreijährige versteht auch schon etwas davon; er liegt da und hat das geliebte Däumchen im Mund, und wenn es ihm nicht gefiele, wäre er bestimmt nicht so ruhig, das kleine Quecksilber. Ist dann das Märchen zu Ende (och, so kurz!), dann muß unbedingt noch ein Schlafliedchen kommen und der „Johann". Ja, was ist denn das, der Johann? Das ist jeden Abend der endgültige Schluß: nach dem kommt ganz, ganz sicher nichts mehr. Mit den Fingern wird ein kleines Häuschen gemacht, da machen beide Buben mit, und dann

heißt's im Zwiegespräch: „Guten Tag, was wollen Sie? — Zucker und Kaffee. — Da haben Sie's, da haben Sie's. — Ade, ade, ade." — Nun geht ein großes Gebrüll los: „Johann, den Laden schließen! Bums!" — Und dann wird auch wirklich gleich der Laden geschlossen; der Vater hat an dem Gebrüll gehört, daß er zum Gutenachtsagen kommen muß, und nun ist Schluß.

Wenn nun aber das Singen dran ist? Dann geht es unter fünf bis sechs Liedern nicht ab. Am schönsten ist's, wenn die Mutter die Lieder aus der goldenen Brücke singt. Die können beide, der Kleine und der Große, gleich gut verstehen. Da kommen, je nach der Jahreszeit, Sommer-, Mai-, Weihnachtslieder, usw. dran. Oder einmal lustige Lieder, wie das vom Schneider, der 'ne Maus fing, oder von der Katz', die keine Eier mag. Sehr beliebt ist das Lied vom bucklichen Männlein. Manchmal singen sie ohne die Mutter im Zwiegesang (z. B. „Kuckuck, wo bist du?"). Ein andermal ist's schöner, recht gemütlich hinzuliegen und sich anzuhören, was die Mutter singt. Zum Schluß kommen dann ein oder zwei schöne Schlaflieder (es gibt nicht nur „Schlaf, Kindchen, schlaf", was sich übrigens der Kleine wochenlang mit gleicher Begeisterung anhört). Am schönsten ist immer: „Schlaf, Kindlein, balde", weil da etwas von Rosinen und Mandelkern drin vorkommt! Aber dann kommt jeden Abend der „Johann", und dann ist Ladenschluß!

Vielleicht wird mancher einwenden, daß abends keine Zeit ist, sich so lange mit den Kindern zu beschäftigen. Wenn man aber die Kinder anstatt um ½8 schon um 7 Uhr zu Bett bringt, so ist immer noch Zeit, das Tagesende festlich und vor allem fröhlich zu gestalten. Und gehen die Eltern einmal weg, dann bleibt sicher meistens irgendeine Tante oder ein Mädchen da, die mit den Kindern singen können. Es kommt ja hier nicht so sehr auf das Was an, als auf die Art, wie es gemacht wird.

Einen Abend ohne Schlaflied — so etwas gibt es nicht; und wenn es mal am Tage Streit gegeben hat oder die Kinder unartig waren, so muß doch am Abend die Versöhnung kommen, und keines darf schlecht gelaunt einschlafen. Dann wird es im Traume so gehen, wie es in dem Schlafliedchen heißt:

Schlaf, Kindlein, also wohl,
daß dich unser Herrgott hol'
in einem goldnen Schlitten.
Nimm d' Mutter in die Mitten,
setz den Vater hinten drauf,
so fahren wir in'n Himmel hinauf.

Tief atmen tut not

TRAUDE THEISS

Liebe Leserin, vielleicht erreicht Sie dieser Artikel noch in der Sommerfrische, vielleicht sind Sie gerade wieder zu Hause: braungebrannt und gut durchlüftet, vielleicht aber haben Sie den ganzen Sommer in der Stadt verbracht, wie ich — in allen drei Fällen ist es sehr wichtig für Sie, sich einmal mit Ihrer Atmung zu beschäftigen. Das wird Ihnen helfen, die in den Ferien gewonnene Erholung zu bewahren, oder es können Atemübungen selbst eine Erholung bedeuten, ganz ohne Geldausgabe.

Denn, was suchen wir als erholungsbedürftige Menschen? Luftwechsel, eine Gegend mit kräftiger Luft, es sei See oder Gebirge, die uns anreizt, tief zu atmen, wie uns gutes Essen den Appetit anregt; und eine Natur, die uns verlockt, zu wandern und zu schwimmen, sodaß wir recht viel von dieser herrlichen Luft in uns hineinbekommen. Leider ist ja nun Großstadtluft nie besonders würzig und verführt kaum zum Tiefatmen. Wenn man noch dazunimmt, daß die feuchte Hitze einem alle raschen Bewegungen verleidet, so ist es garnicht merkwürdig, daß man allmählich nur noch ganz oberflächlich atmet, und das hat leider sehr schlimme Folgen. Wer täglich singt oder Sport treiben kann, schwimmen, reiten oder Tennis spielen, der hat einen guten Ausgleich; und auch tägliche Gymnastik würde helfen. Aber wer hat denn gleich soviel Energie übrig? Mit täglichen regelmäßigen Atemübungen aber — man kann sie sich angewöhnen wie Zähne putzen — strengt man sich nicht an, im Gegenteil, man beruhigt die Nerven ungemein und durch die Konzentration, mit der die Uebungen gemacht werden müssen, stärkt man Seele und Geist.

Wir atmen ja hauptsächlich mit dem Zwerchfell, einem starken Muskel, der kuppelförmig die Brusthöhle von der Bauchhöhle trennt. Aber wie alle Muskeln ist auch dieser dem Gesetz unterworfen, daß er verkümmert und unelastisch wird, wenn man ihn nicht benützt. Und den kleineren Atemmuskeln an den Rippen geht es ebenso.

Nun ist aber das Zwerchfell ein wunderbarer Massageapparat, der durch seine ständige Auf- und Abbewegung Herz und Lungen im Brustraum und Leber, Galle und Därme im Bauchraum ganz rhythmisch durchschwingt. Wenn wir nun, statt es zu bewegen, das Zwerchfell starr halten, wie es beim oberflächlichen Atmen leider leicht geschieht, und wenn wir beim Sitzen womöglich noch in der Magengegend einknicken, dann ist es kein Wunder, wenn Leber und Galle gestaut werden und nicht mehr recht funktionieren. Also schon mit dem einfachen Aufrechtsitzen tun wir uns was gutes an.

Aber, wie gesagt, damit haben wir noch nicht das oberflächliche Atmen behoben, das so gefährlich ist, weil es uns zuwenig Sauerstoff in das Blut bringt. Und diesen haben wir nötig zu allen Vorgängen im Körper.

Sie meinen, der Körper wird schon aufmukken und uns zwingen, mehr zu atmen, wenn er mehr braucht. — Leider ist er ein „Gewohnheitstier". Am Anfang meutert er wohl, wir merken das schon, wenn wir aus guter Luft in schlechtere kommen. Aber allmählich stumpfen die Nerven dagegen ab, die Signale werden nicht mehr gegeben und das Unheil kann seinen Lauf nehmen.

Nach Prof Tirala leidet z. B. der Bluthochdruck-Patient daran, daß sein Atemzentrum im Gehirn weniger erregbar ist. Solch ein Mensch empfindet also nur in geringem Maße, daß er Lufthunger hat, und gerade in der verminderten Atmung sieht Prof. Tirala die auslösende Ursache für die essentielle Hypertonie. Natürlich ist Bluthochdruck und ihre Behandlung eine Sache, die den Arzt angeht, aber vielleicht brauchten viele gar nicht erst krank zu werden, wenn sie beizeiten sich klarmachten, wie nötig ihnen Atemübungen sind. Daß sie für alle, die zu Erkältungen neigen, unerläßlich sind, ist wohl ohne weiteres klar.

Aber wie macht man das nun? Es gibt so viele Systeme, man hört von geheimnisvollen Yoga-übungen, und andererseits kann doch das kleinste Kind atmen —. Ja, und das kleinste sogar am besten. Bei größeren Kindern und erst recht bei Erwachsenen besteht die Gefahr, daß sie schon im gewöhnlichen Leben falsch atmen, und fast immer kommt etwas Falsches hinein, wenn man willentlich und bewußt atmet.

Und trotzdem Atemübungen? Trotzdem. Befolgen Sie genau meine Anleitungen, so werden Sie zum Ziele kommen, und daß Sie es richtig machen, dafür haben Sie ein Gefühl in sich. Wenn nämlich das Atmen wohltut und befreit, wenn es je länger umso besser geht, dann haben Sie es richtig gemacht. Auf keinen Fall darf es anstrengen und ermüden oder uns verkrampfen und Sie müssen sehr konzentriert dem Vorgang folgen, sozusagen von innen zuschaun, wie es verläuft.

Wir beginnen, indem wir uns ganz abgeleckert auf ein möglichst flaches Bett oder am besten auf den Fußboden legen. Nur ein ganz kleines flaches Kissen darf den Kopf unterstützen. Machen Sie Ihre Glieder schwer, lassen Sie sie wirklich auf der Unterlage ruhen und entspannen Sie auch Ihre Gesichtsmuskeln.

Dann machen Sie eine kleine Ausatmung, ohne mit den äußeren Muskeln, Bauchdecke usw. — zu pressen. Nur ausfließen lassen.

Warten Sie nun den Einatmungsimpuls ab, denn der ist sehr wichtig. Geben Sie diesem Impuls nach mit dem Gefühl, daß die durch die Nase einströmende Luft bis in Ihre Beine und Füße einfließt. Wenn Sie das befolgen, werden Sie merken, daß die ganze Gürtellinie sich weitet und der Atem schließlich auch den ganzen Brustkorb ausdehnt.

Wenn das erreicht ist — ohne Schulterarbeit, bitte! — dann folgt die Ausatmung. die länger sein soll als die Einatmung. Sie legen die Oberzähne leicht an die Unterlippe, so daß ein F-Laut entsteht, und lassen ganz langsam, ohne Pressen, den Atem ausfließen.

Daran schließt sich eine kleine Pause an und der neue Impuls bringt wieder den Einatem.

Machen Sie diese Uebung 5 Minuten lang, 3 mal täglich. Allmählich wird Ihre Ausatmung sich verlängern und das bedeutet, daß Ihre Atemmuskeln sich gekräftigt haben und elastischer geworden sind. Mit dieser einen Uebung können Sie sehr lange auskommen und sie ist die Grundlage für alle anderen. Wenn Sie diese Uebung wirklich beherrschen, können Sie andere leicht lernen.

Achtung: die Pause nach der Ausatmung ist wichtig!

Ueben Sie möglichst allein, damit Sie sich auf den Atmungsvorgang im Körper konzentrieren können.

Sonniges Lachen der Kinder, erhalt mir der Jugend lebendigen Sinn
und ihrer Unschuld harmlos heitere Freuden!

JOH. M. VERWEYEN

MUSIKBERICHT AUS DEUTSCHLAND:

Richard Wagner — Zurück zur Natur?

Nach einer kurzen Epoche der Wagnerabneigung ist dieser Dichterkomponist heute wieder zeitgemäß geworden. Die Jahrhundertfeiern der deutschen Revolution 1848 lassen sich dessen erinnern, daß Wagner damals ein Mitstreiter jener Bewegung war, die er freilich in einem Volkskönigtum und in einer Befreiung der Kunst vom Industrialismus gekrönt sehen wollte. Stärker noch als durch seine Züricher Schriften zeigte er durch seine „Ringdichtung" die Gefahren des Macht- und Besitzwillens. Und, wie modern seine damaligen Anschauungen waren, beweist die Gegenüberstellung eines seiner Notizworte zu jenem Drama mit einem Ausspruch des Neufranzosen Sartre. Wagner sagt: „Nur ein, von den Göttern selbst unabhängiger freier Wille, der alle Schuld auf sich selbst zu laden und zu büßen imstande ist, kann den Zauber lösen, und in den Menschen erleiden die Götter die Fähigkeit zu solchem freien Willen." In Sartres „Fliegen" ist „Freiheit durch Schuld" das Grundthema des Stückes. Heute bemüht man sich wieder um würdige Wagneraufführungen, wenn diesen auch freilich die Knappheit der Mittel und die Enge der Räume im Wege stehen mag, so in Hamburg, Hagen. In der Ostzone lehnt man (so nach der Chemnitzer Aufführung) auf der einen Seite Wagners Heroik als „kriegshetzerisch" ab, auf der andern bringt man Einzelszenen aus seinen Werken mit Volkschören und Volksorchestern dem werktätigen Volke, so in Bad Elster. Wagners Heim im Hause Wesendonck zu Zürich wurde nur zum Teil als Museum des Meisters belassen, zum andern als Ausstellung exotischer Kunst hergerichtet.

Die Städtische Oper in Berlin sowie der Nordwestdeutsche Rundfunk brachten die Uraufführung der neuen Oper „K i r k e" von W e r n e r E g k. Gegenüber seinem „Peer Gynt", seinem „Columbus" und der „Zaubergeige" sucht hier der Komponist den Wiederanschluß an Wagner, ja an die vorwagnerische alte „Nummernoper" mit Arien, Ensembles, Chören und Balletten. Stilistisch ist dabei freilich, trotz des deutschen Strebens nach „Natürlichkeit" ein ziemlicher Mischmasch entstanden aus Elementen von Meyerbeer, Offenbach, Mozart, Wagner und Puccini, ja sogar Lehar. Und, wenn am Schlusse der Affe die Klarinette bläst und sein Kumpan Leporell ihn auf dem Bombardon begleitet, so war es zu verstehen, wenn ein Zuschauer vom 3. Rang herabrief: „Zirkus Barlay!" Egk erstrebt vor allem Theaterwirkungen und er erreicht sie auch, aber die Wahl seiner Mittel ist nicht immer künstlerisch einwandfrei. — Von ganz anderer Seite her kommt P a u l H i n d e m i t h, der längst dem musikalischen Spaßmacher, der er gelegentlich früher war, so in der Klaviersuite „1922", in dem Einakter „Das Nusch-Nuschu" usw., abgestreift hat, in seinem „R e q u i e m". Den Text übersetzte er sich selbst aus den „Grashalmen" von Walt Whitman. Der eigentliche Titel lautet „Als Flieder jüngst mir im Garten blüht" und der Untertitel „Für die, die wir lieben". Es ist also eine Art weltlichen Requiems, etwa dem von Frederik Delius verwandt und das Werk reiht sich ebenbürtig seinem Oratorium „Das Unaufhörliche" an, gegen welches es allerdings den Vorzug der Reife und Schlichtheit behauptet. Allein eine gewisse Einförmigkeit der gehobenen musikalischen Sprache mit ihrem steten Pathos tut der Gesamtwirkung noch einen Eintrag. Die deutsche Erstaufführung fand in Frankfurt statt, wo einst Hindemith als Opernbratscher seine Laufbahn begann. Möge für sein weiteres Wirken das Wort gelten, das er in der Vorrede zur Neufassung seines „Marienlebens" schrieb: „er habe damit das Ideal edler und möglichst vollkommener Musik zu erschauen begonnen."

Prof. Dr. Hermann Unger.

Musik auf dem Lande

NEUE FORMEN DES DEUTSCHEN KULTURLEBENS

Die Zerstörung zahlloser großer Musikorganisationen hat dazu geführt, daß gerade die Großstädte Deutschlands, welche bis dahin die wichtigsten Träger des Musiklebens waren, in ihren Möglichkeiten stark eingeschränkt wurden, vor allem hinsichtlich der verfügbaren Räume. Darin aber haben so manche kleinere und abgelegene Städte, die weniger den Fliegerangriffen ausgesetzt waren, mehr Glück gehabt und besitzen heute zum Teil größere und geeignetere Häuser und Säle. Und, wo sie schon früher selbständige Bühnen oder Orchester hatten, sind diese oft weniger in bezug auf ihren Fundus, Dekorationen, Maschinen, Kostüme, Noten, In-

strumente usw. betroffen worden. Sie sind daher meist auch gar nicht so sehr darauf angewiesen, Gastspiele der Großstadtbühnen und -orchester anzunehmen. Hinzu kommt der, wieder für sie günstige Umstand, daß ihren Einwohnern nicht, wie denen der Großstadt, mühsame und anstrengende, weite und kostspielige Anmarschwege zu den Aufführungsstätten auferlegt werden, wie dies vor allem für diejenigen Musikfreunde gilt, welche kilometerweit über Trümmerfelder bei Dunkelheit sich durchzuarbeiten oder in überfüllten Bahnen zu fahren haben, deren Zeitplan so und so oft durch Versagen der recht reparaturbedürftigen Wagen, zeitweiliges Ausfallen des Stromes usw. ins Stocken gerät. Dazu kommt die Tatsache, daß heute das gesellschaftliche Bild der Großstädte sich wesentlich verändert hat: die Geldumwertung hat oft gerade die bisher kulturell am meisten interessierten Kreise der Bevölkerung verarmen lassen, und die Eintrittspreise für Oper, Schauspiel und Konzert sind noch immer recht hoch und gar für mehrere Mitglieder einer Familie zusammengenommen, kaum erschwinglich. Eben solch gemeinsamer Besuch künstlerischer Veranstaltungen aber war von jeher charakteristisch für das frühere Publikum. Und das, ebenfalls damals übliche gesellige Zusammensein nach einem Konzert —, einem Opernbesuch mit einer gegenseitigen Aussprache über das Erlebte, ja oft sogar mit einem anregenden Zusammensein mit den Ausführenden fällt mit Rücksicht auf die zu hohen Kosten fort. Der Rundfunk vermag gerade dafür kaum einen vollwertigen Ersatz zu bieten. Auch darin wieder ist die Kleinstadt bevorzugt, wo sich Bekannte leichter und zwangloser zusammenfinden, oft gemeinsam bei dem einen noch eine Nachfeier halten können, ohne daß dies die finanziellen Kräfte des Einzelnen übersteigt.

Aber es kommt noch etwas anderes, weit wesentlicheres hinzu: während aus den zerstörten Großstädten zahlreiche Angehörige der kunstliebenden Schichten abwandern mußten, da ihre Wohnungen, ihre Häuser nicht mehr verwendbar sind oder da auf eine sonstige Weise ihre Existenz vernichtet wurde, hat das Land und die Kleinstadt durch Zuzug von auswärts neue, belebende Kräfte gewonnen. Und zwar sind nicht allein aus den benachbarten Städten Fremde eingewandert, die weitere Ferne bis zum deutschen Osten hat Vertreter gesandt, die zum Teil beträchtlichen kulturellen Zuwachs bedeuten. So finden wir in Städtchen, deren Namen wir bisher kaum kannten, angesehene Künstler, Bildhauer, Maler, Dichter, Musiker als „Zugereiste", die nun auf engem Raum eine intensive kulturelle Arbeit entfalten und die in ihrer Auswirkung weit fruchtbarer sich erweisen können, als dies inmitten einer Großstadt geschehen wird, wo, abgesehen von den geschilderten materiellen Hemmnissen, der Einzelne, besonders, wenn er noch nicht der Allgemeinheit vertraut ist, sich mehr oder weniger in der Menge verlieren wird. Zu den künstlerischen Persönlichkeiten, von denen soeben gesprochen wurde, traten künstlerisch Interessierte, die während der Fliegerangriffe oder nach der Zerstörung der Stadt aufs Land gingen, treten Kunst- und Buchhandlungen, Sammlungen, Bibliotheken, Kunstschulen und Kulturvereinigungen, als deren Gäste dann wieder hervorragende Vertreter von Kunst und Wissenschaft draußen erscheinen. Man könnte hier von „kulturellem Flugsamen" sprechen, der, abseits vom unruhigen Weltverkehr sich organisch entfaltet und für die Wiederbelebung des deutschen Kulturlebens das Beste erhoffen läßt.

Prof. Dr. Hermann Unger.

Zufällige Zuschauermenge oder Theatergemeinschaft?

Die neuere Zeit mit ihrer ausgesprochenen Aufspaltungstendenz und der damit verbundenen Persönlichkeitsverarmung hat zwei Arten der Zuschauer oder was dasselbe ist, zwei Arten des Theaters scharf nebeneinander gestellt: die zufällige Zuschauermenge mit dem auf Sensation gestellten Theaterbetrieb auf der einen und die Theatergemeinschaft auf der anderen Seite.

Diese Theatergemeinschaft setzt sich als lebendiger Organismus aus der Zuschauergemeinde und der Schauspielergemeinschaft als gleichwichtige Hälften dieser geistigen Einheit zusammen.

Nachrichten von den verschiedensten Theaterleuten in Deutschland bestätigen wieder aufs Neue die in der Theatergeschichte immer wieder bewiesene Tatsache, daß nur dann und dort lebendiges, künstlerisch wertvolles Theater bestehen kann, wo Publikum und Bühne geistig und gefühlsmäßig eine Gemeinschaft, eine Einheit bilden. Die Währungsreform mit ihrer gewaltsamen Geldverknappung bedroht alle jene Theater die nicht ein innerlich gebundenes Stammpublikum besitzen. Oder anders ausgedrückt und vom Publikum aus gesehen: Jedermann geht in Zeiten finanzieller Schwierigkeiten nur dann ins Theater, wenn dieses Theater

das ihm artverwandte Erleben künstlerisch gestaltet, denn nur so kann der Theaterbesuch einen wirklich bleibenden Wert besitzen. Wenn schon zwei Menschen die sich artfremd sind, nie wirklich verstehen können, wie viel mehr muß dies im Theater der Fall sein, wo in einem solchen Falle nicht einmal der primitivste äußerliche Kontakt eintreten kann. Nur das kann einen Menschen ansprechen, was in ihm selbst vorgeht oder vorgehen könnte. So ist denn das wahre, künstlerisch wertvolle Publikum nicht eine zufällig zusammengelaufene Masse von Zuschauern, sondern jene geheimnisvolle, gemeinschaftsgebundene Einheit, die an der gegenseitigen Gefühlsprojektion zwischen Zuschauerraum und Bühne aktiven Anteil hat.

Dem gemeinschaftlichen Gebilde aus Publikum und Bühne steht das Sensationstheater mit seinem zufälligen Publikum gegenüber. Ein Theaterbetrieb, der nicht mit einem kulturell und artverbundenen Publikum rechnet oder rechnen kann, ist gezwungen die Leute durch sensationelle Veranstaltungen z. B. in der Wahl der Stücke oder durch Sensationsgastspiele in das Theater zu locken. Für diesen Theaterbetrieb sind also nicht künstlerische oder geistige Ueberlegungen maßgebend, sondern lediglich der Gedanke an die Sensation. Schon der Begriff der Sensation aber ist an sich unkünstlerisch, denn Kunst ist einfach und wirkt durch sich selbst und bedarf nicht der schreienden Aufblähung. Immer aber bleibt eine durch irgendwelche Lockmittel zusammen gebrachte Masse eine durch nichts verbundene Zuschauermenge, der das schönste und wichtigste Erlebnis, daß das Theater zu geben hat und das dem Theater zu allen Zeiten seinen Wert gab, versagt bleiben muß. Es ist dies das gesellschaftliche Erlebnis der großen Gemeinschaft in dem sich die im Alltag bedrängte eigne Individualität in der gemeinsamen löst und rückwirkend sich selbst stärkt. Hermann Bahr sagt: „Die Schauspielkunst entsteht erst als Ausdruck der Gemeinschaft, und darum ist es die Gemeinschaft, die sich durch sie beglückt fühlt. Wenn sich die Schauspieler Athens Priester des Dionysos nannten, nun, zu dieser Priesterschaft gehörte ganz ebenso die Zuschauerschaft auch, es gehörte das ganze Volk dazu."

„Das ganze Volk" aber meint hier nicht die staatliche Begrenzung, sondern die kulturverbundene Einheit, die große Gemeinschaft. In diesem Sinne beantwortet sich auch die in der Ueberschrift gestellte Frage für jeden nach seiner Art: Für den Wurzellosen mag das Sensationelle die Gefühlsleere der zufälligen Zuschauermenge ersetzen, der kulturellgebundene Mensch mit entwickelter Sensibilität entscheidet sich für die ihm entsprechende Theatergemeinschaft.

Ludwig Ney.

"AUFBAU"

Ist es auch Wahnsinn, so hat es doch Methode.

G o e t h e, im „Faust".

• Die USA verweigerten Wilhelm F u r t w ä n g l e r die Einreise.

• Walter G i e s e k i n g konnte das angesagte Konzert in der Carnegie Hall in New York nicht geben, da eine randalisierende Menge es verhinderte. Er erhielt sofort nach diesem Vorfall von der Einwanderungsbehörde den auf wenige Stunden befristeten Befehl, die USA trotz vorliegender Aufenthaltsgenehmigung wieder zu verlassen.

Auch ein Beitrag zum Goethejahr.

• Herr Harry Levin, Professor an der Universität Harvard (USA) meint am Schluß einer Besprechung des von dem zumeist noch in deutscher Sprache schreibenden Schriftstellers Thomas Mann stammenden Buches „Doktor Faustus": „Es ist möglich, daß der „Faust" von G o e t h e nicht mehr uns sehr zusagt, da wir den geistigen Kontakt mit den Kräften verloren haben, die den großen Dichter bewegten. Es mag sein, daß jener „Faustische Geist" damaligen geistigen Kämpfen und reichlich verwirrten Gemütsbewegungen entsprang. Auf jeden Fall aber dürfte sich das Werk Thomas M a n n s nicht nur auf Deutschland beschränken, denn das Werk dieses großen Schriftstellers ist uns viel gelegener, da es ja in direkter Beziehung zu der Zeit steht, in welcher es geschrieben wurde."

• Der größte Physiker dieses Jahrhunderts. Max P l a n c k, verstarb im vorigen Jahre in Göttingen in einer Dachkammer.

• Gerhart H a u p t m a n n verstarb im Vorjahre in Schlesien, den polnischen Ausweisungsbefehl aus seiner Heimat in den Händen.

• Der Bildhauer Professor Arno B r e k e r wurde von der Spruchkammer Donauwörth „entnazifiziert". Das Belastungsmaterial bestand in der Hauptsache in einer Erklärung des bayrischen Kultusministeriums, das als Beweis für die pronationalsozialistische Einstellung des „Angeklagten" zwei Statuen anführte („Friedrich der Große" und „Bismarck"!), die nach Ansicht dieses sachkundigen Ministeriums von Breker geschaffen worden sein sollten. In der Verhandlung ergab sich dann aber, daß diese beiden bekannten Arbeiten von Josef T h o r a k stammten.

• Der in England gedrehte Film „Oliver Twist" nach dem Roman von D i c k e n s wurde wegen seines „antisemitischen Charakters" von der britischen Militärregierung als „ungeeignet für Deutsche" bezeichnet.

In Berlin, britischer Bes.-Sektor, wurde der Film dennoch aufgeführt und es kam zu Skandalszenen landfremder polnischer, jüdischer D-P's. General Robertson wurde von diesen Herren aufgefordert, den Film den Deutschen zu verbieten.

DIE Rundschau

Als Moses für kurze Zeit sein Volk aus den Augen ließ, da bauten sie inmitten ihres Lagers das goldene Kalb, um es anzubeten. Das Bild wurde wieder gestürzt und eingeschmolzen, doch der Götze ist damit nicht untergegangen und bis auf unsere Tage lebendig geblieben: Banken und Börsen als Tempel zeugen von seiner Allmacht und der ehrfürchtigen Verehrung, die ihm gezollt wird, nicht allein von den Nachkommen der Erbauer des alten Sinnbildes. Eine tiefe geschichtliche Lehre liegt hierin für den, der die Geschichte zu deuten weiß.

Es ging ähnlich in der französischen Revolution von 1789. Da verstieß man Gott und die Religion und setzte die Vernunft als Gottheit ein. Auch ihre Altäre und ihr Sinnbild wurden wieder eingerissen, aber sie herrscht seither unumschränkt über die menschlichen Gemüter, bestimmt Denken und Handeln im kleinen und im großen. Es ist nicht die Vernunft des Lebens, die Vernunft der Natur, die Vernunft der Geschichte, sondern nur das, was der Mensch aus der Unvollkommenheit seiner Erkenntnis und des ihm überhaupt Erreichbaren als sein eigenes Vernunftdenken bezeichnet, und sie ist darum nicht immer richtig und nicht immer vernünftig, wenn wir uns an den Ursinn des Wortes halten. Als Teilerkenntnis auf das Ganze angewandt, muß sie sich in ihr Gegenteil verkehren. Sie setzt in ihrer menschlichen Gestalt Dinge als beständig voraus, die im ewigen Wandel, im ewigen Werden und Vergehen begriffen sind, und sie will das Leben in Normen zwingen, die menschlichen Wunschgebilden ähnlicher sehen als Gesetzen natürlicher Entwicklung, den Gesetzen des Lebens. Das Unendliche, das ihm für immer unfaßbar sein muß, sucht der menschliche Geist in beschränkten Formen zu fesseln und vermeint, es damit zu beherrschen. Er leugnet, was seinem Verstand, seiner Vernunft sich nicht erschließt, und will ein Himmelsgewölbe bauen aus den bröckelnden Steinen seiner Ohnmacht. Die verwirrende Vielfalt des Lebens, in die er keinen Sinn legen kann, weil er ihren Urgrund und ihre Gesetze nicht erkennt, sucht er damit zu bannen, daß er durch die magischen Formeln seiner Denkgesetze sich einen Mikrokosmos schafft und ihn in prometheischem Frevel der großen Welt des Schöpfers aller Dinge gleichsetzt. Mit der Denkfähigkeit seines Gehirns, jenem Teil seines Ichs, das ihn zum Herrn über alles Leben der Erde machte, will er das Ganze begreifen, das doch ihm unbekannten Gesetzen gehorcht, und er sucht es in Bahnen zu lenken, die immer wieder ihre Unzulänglichkeit für den reißenden Strom des Lebens erwiesen haben. Der Irrglaube an die Allmacht der Göttin Vernunft ist so groß und fanatisch, daß er immer wieder der Entwicklung Dämme entgegensetzen will, die ein unbekanntes Schicksal gleichwohl einreißt, wenn der Augenblick der Entscheidung da ist. Was unter dem Namen der Vernunft getan wird, ist nur zu oft Unvernunft, wenn sie sich anmaßt, das Leben selbst in seinem pulsenden Rhythmus zu ignorieren und seine wechselnden Erscheinungen, deren Ursprung und Ziel uns verschlossen ist, in abstrakte Begriffe zu pressen, die im menschlichen Hirn entstanden sind, nur dort ihre Daseinsberechtigung haben, und die nichts weiter darstellen als den Versuch, das Unbegreifliche und Unbekannte verständlich und damit nutz- und dienstbar zu machen. Der göttliche Funke des menschlichen Denkens wurde zum Fetisch herabgewürdigt. Durch ihn war dem Menschen seine Herrschaft über das Leben um ihn auf der Erde gelungen, bis zu gewissen Grenzen wurde die Natur ihm untertan und der Mensch dadurch in Gegensatz zu ihr gebracht. Er vergaß in steigendem Maß, daß er selbst ein Teil der Natur war, ihren unabänderlichen Gesetzen unterworfen, denen er sich nie entziehen kann. Er wollte zum Gott aufsteigen, und war doch nicht für das Himmelslicht bestimmt: ihm tauget ewig Tag und Nacht. Durch die Ueberspitzung seines von ihm so genannten vernünftigen Denkens verlor der Mensch die Verbindung mit dem Leben, mit den Gesetzen der Natur, die Gott ist. Darum die Inthronierung der „Göttin Vernunft“ in der französischen Revolution durch die Intellektuellen, nicht den Straßenpöbel von Paris. Seit diesem Sieg der Vernunft — ein sehr enger, und doch wieder nebelhaft vager Begriff — über alle anderen bestimmenden Kräfte des Lebens ist die geistige und politische Entwicklung allerdings Wege gegangen, die in gezählten Menschenaltern zu einer wachsenden Auflösung und heute bis an den Rand ei-

ner dumpf empfundenen Katastrophe führten.

Es können nur Irrwege sein, wenn die sogenannte Vernunft, die ratio, durch Einseitigkeit und eitle Selbstüberschätzung sich zum Tyrannen und fressenden Baal des menschlichen Lebens emporschwingen konnte: es ist ein Widersinn, wenn sie mit ihren blutlosen Lehrgebäuden als Katalysator wirkt und die Einheit des Lebens und Denkens zersetzt und zu Zuständen führt, die in schreiendem Gegensatz zu allem stehen, was man im unverbildeten ursprünglichen Sinn mit Vernunft bezeichnen kann. Das vernünftige Denken, statt sich in abstrusen Kompliziertheiten zu verlieren, sollte in erster Linie dazu dienen, die Tatsachen des Lebens anzuerkennen, auch wenn man sie nicht in vorgefaßte Formen von Lehrmeinungen abstrakter Art einbauen kann, und eine im rechten Sinne vernünftige Grundlage für das Zusammenleben der Völker kann nur gefunden werden, wenn die unabänderlichen Gesetze des Lebens, dem menschlichen Zugriff doch gänzlich entzogen, in ihrer Bedeutung erkannt und anerkannt werden. Die krausen Gehirne der Geißelbrüder der Vernunft allerdings sträuben sich gegen jede Vereinfachung, und im Labyrinth der Irrungen und Wirrungen gedeihen die Mächte und Kräfte, die die Völker als Opfer ausbeuten.

Wie weit Wahnvorstellungen aus tiefliegenden Wurzeln, wie weit Handeln wider besseres Wissen und mit unausgesprochenen Zielen die Schuld tragen an dem brodelnden Chaos unserer Tage, ist eine weitere Frage, und jeder Versuch einer Lösung birgt seine Schwierigkeiten in sich. Es ist dies bereits ein rein politischer Aspekt, und da jede Politik Machtpolitik ist, so ist Widerspruch mit der jeweils herrschenden Auffassung umso gefährlicher, je schärfer vorhandene Gegensätze ausgeprägt sind und je näher die Dinge einer unausweichlichen Entscheidung entgegentreiben. So kann von einer offenen Erörterung der Krankheitssymptome der Zeit auf dem Boden der Oeffentlichkeit bzw. der internationalen Oeffentlichkeit keine Rede sein. Gestattet und üblich ist der Angriff, nicht die Untersuchung, und zwar allein der Angriff auf den Gegner, der bereits feststeht. Es gehört mit zu den unerörterten und ungeklärten (nicht unerklärlichen) Erscheinungen unserer Zeit, daß unter den Bannern der Freiheit des Denkens und der Meinungsäußerung von einer Wahrheitssuche in Wirklichkeit keine Spur vorhanden ist. Hat sich nicht damit das menschliche Denken selbst ad absurdum geführt und wird nicht klar, daß es Irrwege gegangen ist, wenn es sich am Schluß selber verleugnet und aufgibt? Die Meinungen sind geformt und vorgeschrieben: an die Stelle der ungeschriebenen Gesetze des Lebens treten Gesetze und internationale Abmachungen, die dem Denken Einhalt gebieten, und wo eine Aeußerung der Ansicht erfolgt, hat sie nur zu lauten: Hie Wolf, hie Waibling, hie Ost, hie West. An den geheiligten Linien genormter Ueberzeugungen darf nicht gerüttelt werden, und umso strenger muß dies Gesetz gehandhabt werden, als die Parolen des gestrigen Tages völlig anders lauteten. Es ist ein todbringendes Unternehmen, in der politischen Machtsphäre des Kreml, noch gestern gemeinsam als befreites Land bezeichnet, Zweifel zu äußern an der ewigen Unabänderlichkeit der von der Staatsgewalt sanktionierten Doktrin, denn das Idol des Bolschewismus ist ein Gott des Zornes und der Rache: du sollst keinen andern Gott haben neben mir. Wenn auf der Gegenseite die eiserne Faust der Staatsgewalt auch nicht den Schädel des anders denkenden Individuums zerschmettert, so erreicht doch ihr würgender Griff jede gefährlich werdende Tätigkeit des Gegners, und weitreichende Schutzmaßnahmen sichern auch da die Geltung der amtlich zugelassenen und dem Gewissen des (freien?) Bürgers vorgeschriebenen politischen Religion. Der Unterschied liegt nur in der Methode, nicht im Grundsätzlichen; wie wenig der Siegeszug der menschlichen Vernunft seit dem Jahrhundert der französischen Revolution der Freiheit des menschlichen Denkens gefrommt hat, geht daraus hervor, daß ein Unterschied in der Methode bereits befriedigend und befreiend wirken kann, daß man gar nicht bis zum Grundsätzlichen vorstößt. Dem Denken ist eine Schranke errichtet durch Menschenwillen, nicht durch natürliche Unzulänglichkeit, und es ergibt sich das seltsame Paradoxon, daß der auf seine grandiose Höhe der Entwicklung geführte menschliche Geist sich willig wie ein Sklave vor dem durch Menschenwillen gesetzten Gebote beugt und sein Denken einstellt, dagegen die Gesetze des Lebens, der Geschichte zu ignorieren für erlaubt und für erstrebenswert hält. Es kann nicht verwundern, wenn auf solchem Boden das Chaos wächst und um sich greift.

Vielleicht aber sind wir gewohnt, die Bedeutung der sogenannten freien Diskussion und freien Meinungsäußerung, so weit sie sich in den ursprünglich zu diesem Zweck geschaffenen Organen der Presse abspielt, zu überschätzen; vielleicht ist es gar nicht so wichtig für die Entwicklung, daß diskutiert, geredet und geschrieben wird. Die Kräfte, die den Gang der Dinge letzten Endes über das unvollkommene, wenn auch noch so anmaßende menschliche Vermögen hinaus bestimmen, hängen nicht ab vom lauten Wort, sie wirken in schweigender Unerbittlichkeit. Aber ihre Stunde kommt, und keine menschliche List vermag ihren Gang zu hemmen. Braucht es dazu noch eines Beweises in einer Zeit, die tiefste Urgründe im Sturm aufwühlt und dem sehenden Auge bloßlegt, die in Jahren mehr geschichtliche Lehren umfaßt als früher Jahhunderte? Sind es z. B. heute die lauten Schellen der UN mit dem unübersehbaren Netz der umspannenden Körperschaften und Machtbefugnisse, die die Erwartungen der Völker auf sich ziehen in froher Voraussicht eines glücklichen und gesicherten Friedens in Freiheit, Gerechtigkeit und Fülle — oder dukken sich die Völker nicht vielmehr in ängstlicher Resignation vor dem Grollen, das in den unterirdischen Hohlräumen der Unfähigkeit, der Unwahrhaftigkeit, der ungesühnten Verbrechen, der Rachsucht, des Hasses, der Herrschsucht und Habgier vor sich geht und Lösungen mit Blut und Eisen ankündigt für

all die brennenden Probleme, an denen sich nach außen das Schwätzertum von Epigonen und Mittelmäßigkeiten ergötzt? Wie weit ist in vier Jahren der Konferenzen, der Entschließungen, der Kongresse, der Versprechungen, Drohungen und Proklamationen das Werk des ewigen Friedens gediehen, das über den Trümmern Mitteleuropas als ragende Pforte in eine glückhafte Zukunft weisen sollte?

Die Nationen der Erde neigten sich in Ehrfurcht vor dem Evangelium, das Roosevelt und Churchill in der Atlantik-Charter niederlegten, und setzten ihre ganze Kraft ein, um den Propheten einer besseren Weltordnung zum Siege zu verhelfen, für sich selbst das irdische Glück zu haschen. Es war der Sieg der Vernunft, der Triumph aller Freiheiten des Individuums, aller Rechte dessen, was Menschenantlitz trägt. Und welches sind heute die Folgen dieser Siege? Die Geschichte hat weder die Atlantik-Charter noch die Nürnberger Gesetze zur Richtschnur für die Entwicklung genommen, und wir können kaum den Eindruck gewinnen, daß sich ein friedfertiges Zusammenleben der Nationen auf der Grundlage schöner Vorsätze der UN-Statuten anbahnt.

Sicherlich ist der Mensch und sind die Völker nicht dem blinden Walten des Schicksals ausgesetzt, es ist ihnen in reichem Maße die Freiheit gelassen, an der Gestaltung ihres Geschickes das ihre zu tun. Wo aber die elementarsten Gesetze des Rechtes mit Füßen getreten werden, können keine geordneten Zustände erwachsen; wo die Gerechtigkeit durch sadistische Willkür ersetzt wird, kann die Herrschaft des Rechtes nie erreicht noch der Glaube daran gepflegt werden; wo die einfachsten Lebensbedingungen ganzer Völker verleugnet werden, kann es keinen Frieden geben; wo die Freiheit geistiger Entwicklung gehemmt und eingedämmt wird, wo die Gesetze des Lebens selbst unerkannt bleiben, kann nur die Unfreiheit und der Niedergang in Erscheinung treten. Vom grünen Tisch aus und mit abstrakten Vorstellungen läßt sich das Leben nicht meistern und darum auch nicht die Politik, denn sie ist das Leben der Völker; aber da denen, die um den grünen Tisch sitzen, die Macht des Handelns gegeben ist, können sie das Unheil über die Völker bringen, weil sich vergewaltigtes Recht, vergewaltigte Natur, vergewaltigtes Leben immer rächen in elementaren Ausbrüchen die dann keine Menschenmacht mehr zu bändigen vermag. Wie man den Gang des fließenden Wassers in Kanälen leiten kann, doch nie das Wasser dazu bringen wird, den Berg hinauf zu fließen, so muß die menschliche Macht sich brechen an ewig gültigen Gesetzen des Lebens, wenn sie ihnen zuwider handelt; nur im Zusammenklang mit ihnen und in demütiger Unterwerfung unter sie — nicht in asiatischer Prosternierung vor Menschenwillen und Menschengebot — kann Segen geschaffen werden und das Göttergeschenk der Vernunft von fratzenhafter Verunstaltung und Mißbrauch befreit werden, in die es gefallen ist in den Händen einer glaubens- und pietätlosen Menschheit, die nur sich selber anbetet und im Weihrauch der Selbstvergottung das Gleichgewicht im Kosmos verliert. Die natürlichen Grundlagen der Welt- und Lebensordnung kann der Mensch nicht willkürlich ändern, er kann sie nur stören, Sabotage treiben im Unverstand seiner angeblichen „Vernunft" an der naturgemäßen Entwicklung, und damit ruft er die Katastrophen hervor, die das Schicksal bereit hält als Antwort auf die Untaten frevelnden Ungeistes.

Doch es gibt auch dem in Ehrfurcht schaffenden Geist die Krone des Sieges, und keine Menschenmacht wird je zerstören, was als Leistung von der Geschichte anerkannt wird. Die Naturgesetze überdauern alle Erschütterungen und nehmen immer wieder ihren Platz ein. Doch jeder Mißbrauch wird gerächt, und nie versagt die geschichtliche Entwicklung als Weltgericht.

So verging der herrliche Strahlenkranz des Griechenvolkes, als es die Dämme gegen die Ueberflutung aus Asien niederlegte und das Gesetz verleugnete, aus dem es geworden und zum Glanz aufgestiegen war; so verging das stolze Römertum, als es die Schranken einriß, die seinen Aufstieg und seine Leistung ermöglicht hatten und schützten gegen das Chaos der Auflösung, das immer und überall um menschliche und völkische Taten brodelt und sie zu zerstören sucht, wie Unkraut und Urwald jede Kulturpflanzung vernichten, die man dem völlig freien Wachstum überläßt. Denn alles, was Menschengeist und Menschenhand schafft und gründet, bedarf ständiger Hege, wenn es nicht zurückkehren soll in das Chaos, aus dem es die Schöpferkraft geformt hat.

Die Welt derjenigen Staaten, die eine neue bessere Ordnung schaffen zu wollen vorgeben, ist heute bemüht, nach den höchsten Zielen zu greifen, die Technik und forschende Wissenschaft bieten. Doch gleichzeitig setzt sie den Vernichtungskampf gegen dasjenige Volk fort, das auf den genannten Gebieten die größten Leistungen vollbracht hat. In ganz unbegreiflicher Kurzsichtigkeit holt man sich eine Anzahl lebender Vertreter heraus, um ihnen ihr Wissen zu entwinden und ihr Können in eigene Dienste zu stellen. Aber wenn der Boden, auf dem die Leistungen erwachsen sind, unfruchtbar gemacht wird, kann die Zukunft keine Saat mehr bringen. Nie ist so viel von der Zukunft gesprochen und gefabelt worden, doch auch noch nie mit größerem Unverstand und verderblicherer Blindheit: indem man die Heilkraft des Wassers preist, verstopft man die Quelle und bringt sie zum Versiegen. Das Wort vom Neubau und von der Neuordnung der Welt wird zur abgedroschenen Phrase, denn es ist längst offensichtlich, daß man nicht die Entwicklung will, sondern das Vorhandene konservieren will, wie man Fleisch und Aepfel in Blechbüchsen preßt. Aber wir können nicht Geschmack und Bedürfnis kommender Geschlechter vorwegnehmen, noch anehmen, daß sie von Konserven leben wollen,, und wir haben noch weniger das Recht, ihnen die Bäume wegzuhacken, auf denen schwellende Früchte wachsen auch in Zukunft. Auch das sowjetische Rußland will nicht die Zukunft, die Freiheit der Entwicklung, sondern durch Ausdehnung im Raum halten und sichern, was es aufgerich-

tet hat; es will den Gegner vernichten, der ihm sein Werk wieder zerstören könnte.

Wenn sich im Kampf der Geister und der Gewalten das deutsche Volk vom Söldnerdienst freihalten will und vom blutrünstigen Terror der Sowjetunion so weit abrückt, wie es von der westlichen Oberflächlichkeit und seinem hohlen Materialismus innerlich entfernt ist, so liegt dem ein echter Glaube an die Zukunft zugrunde, die Erkenntnis von Fehlern, die den andern noch nicht aufgegangen sind, der Wille, Neues zu schaffen, der den andern fehlt, und nichts könnte eine törichtere Verkennung des deutschen Geistes sein als die Annahme von Restaurationsbestrebungen, die ganz dem sterilen Denken westeuropäischer Mächte entsprechen. Der deutsche Geist ist stets vorwärtsdrängend, ist stets Pioniergeist, und er baut aus Trümmern der Vergangenheit nicht die Vergangenheit selber, sondern Neues auf. Das deutsche Volk ist jung und unverbraucht, es trägt nicht den Mandarinenzopf des Franzosentums und nicht die Perücke des Engländers, die beide ihre letzte Form gefunden haben und an diesen Attributen darum so starr festhalten, weil sie ihr Unvermögen fühlen, neues an die Stelle des alten zu setzen.

Eine Welt von Staaten hatte sich verschworen, der Entwicklung Einhalt zu gebieten und das in aufbauendem, nicht im zerstörenden französischen Sinne revolutionäre Deutschland mußte darum zerschlagen werden. Die Propagandamaskerade aus zwei Weltkriegen ist lange zerfallen, und wenn man vorgab, durch den Kampf gegen Deutschland den leidigen Militarismus endgültig aus der Welt zu schaffen, so können wir heute nur auf die waffenstarrende Erde weisen und den Kronzeugen Einstein anführen, der kürzlich im Verein mit anderen eine Proklamation bekanntgab gegen den wachsenden Einfluß und das Ueberhandnehmen des militaristischen Geistes im nordamerikanischen Leben. Es ist offensichtlich, daß trotz der völligen Ohnmacht des „Friedensstörers" Deutschland heute die waffenbehangene Welt in den Schützengräben des kalten Stellungskrieges liegt. Wir wissen nicht, wann die Hörner gellen und sie aus den Gräben rufen werden, doch haben wir wenig Veranlassung anzunehmen, daß ein Friedenssignal die Spannung von ihnen nehmen wird. Das totale Scheitern aller proklamierten Kriegs- und Friedensziele der Koalition gegen Deutschland und das völlige Versagen der Siegermächte in zwei Weltkriegen, einen Friedenszustand herbeizuführen, kann nur dahin gedeutet werden, daß die Entwicklung das Verdammungsurteil gegen das deutsche Volk nicht anerkannt hat und sich darum eine Zukunft für die abendländische Welt allein in einer Neuschöpfung aus deutschem Geiste erhoffen läßt und eine Rettung nicht kommen kann aus dem blutroten Schein im Osten noch aus dem fahlen Dämmerlicht der westlichen Zivilisationsöde.

OBSERVATOR.

CARITAS SUIZA

CENTRAL SUIZA DE CARIDAD

MONTEVIDEO 434, 2.° piso BUENOS AIRES

Unser Grundsatz: DIENEN anstatt Verdienen.

▪ ▪ ▪ ▪

Außer den bewährten Blitzpaketen bieten wir wieder unsere **Normalpakete** an:

Typ Dänemark, Suisse, Dolce, Fett, Spaghetti,
Seife, Choco, Reis, Kartoffel, Rekord, Aroma
und das neue Kalorie-Paket mit 4,9 kg Ia. Olivenöl.

Kohle für Oesterreich, Hausbrand für amerik. u. französ. Zone Deutschlands.

Russen-Zone ab 16. II. gesperrt.

Berlin alle 4 Sektoren nur die Blitz-Pakete mit Luftfrachtzuschlag.

Auskünfte und Bestellungen: Montag, Mittwoch und Freitag von 10—17 Uhr.
Schecks und Giros auf Order "Caritas Suiza"

ISABEL C. H. de OCAMPO
Delegierte für Südamerika.

Tod allen Deutschen

Manfred Lütgenhorst

Wir bringen diese Berichte nicht, um bestehenden Haß zu vertiefen, sondern, um kommenden Generationen ein abgerundetes Urteil über unsere Zeit zu ermöglichen und ihnen so das Verständnis der sicher aus diesen Vorgängen wachsenden Entwicklung im europäischen Raum zu erleichtern.

Die FDP hat vor einiger Zeit im Bayerischen Landtag den Antrag eingebracht, die Staatsregierung möge alle zur Verfügung stehenden Dokumente, die die Ausweisungsmethoden der Tschechen enthüllen, zu einem Weißbuch zusammenstellen. Das Weißbuch soll dann den Vereinten Nationen vorgelegt werden. Die „Arbeitsgemeinschaft der Flüchtlinge, München" ist im Besitz von 700 Protokollen, die in bayerischen Flüchtlingslagern aufgenommen wurden und zu einem ähnlichen Zweck zusammengestellt werden. Dem nachstehenden Bericht dienten diese 700 Aussagen vertriebener Sudetendeutscher als Unterlage, die wir dem „Münchener Merkur" vom 22. 10. 48 entnehmen.

Es war im Mai 1945. Der Krieg war aus. Russen und Amerikaner, die die Tschechoslowakei befreit hatten, verließen das Land. Tschechisches Militär übernahm das Kommando. Das Sudetengebiet, in dem dreieinhalb Millionen Deutsche wohnten, blieb weiterhin unter Kriegsrecht. Die Zivilverwaltungen übernahmen tschechische Nationalausschüsse. In den kleineren Orten herrschten die Kommissare. Präsident Benesch proklamierte: „Die Deutschen und Magyaren sind staatlich unzuverlässig. Verwaltung und Vermögen ist ihnen zu entziehen." Ein weiteres Dekret verfügte die Beschlagnahme und Verteilung des landwirtschaftlichen Vermögens aller Deutschen. Neben diese gesetzlichen Maßnahmen trat eine Reihe polizeilicher: Kennzeichnung durch Armbinden, Beschränkung der Bewegungsfreiheit auf bestimmte Stunden am Tage, Erlaubniszeiten zum Einkaufen Verbot für öffentliche Lokale, Verbot des Bierausschanks an Deutsche, Verbot des Haarschneidens und Rasierens durch Friseure, Verbot für öffentliche Verkehrsmittel und Gottesdienste, für Predigten, öffentliche Begräbnisse und für Einzelgräber, Verweigerung ärztlicher Hilfe und Aufnahme in Krankenhäuser, Verbot des Gehens auf Bürgersteigen, Verbot der deutschen Sprache.

Dreieinhalb Millionen Menschen standen von nun an außerhalb jeglicher Bürger- und Menschenrechte. Ein Volk war vogelfrei geworden. Präsident Benesch hielt eine Rede, in der er erklärte: „Nehmt den Deutschen alles bis auf ein Taschentuch, in das sie weinen können." „Tod allen Deutschen!" hieß die Parole, die seit Wochen über den Sender Prag gerufen wurde.

In das Sudetengebiet ergoß sich ein Strom von „Schatzsuchern" aus dem Innern des Landes. In jeder Stadt wurde ein Konzentrationslager errichtet. In großen Städten mehrere. Tausende Lager öffneten ihre Pforten. Die Prügelstrafe wurde offiziell eingeführt.

„Hier bring ich euch die deutschen Säue", sagte der Prager Professor Zelenka und übergab zwanzig Frauen, darunter 60—70jährige, einer haßberauschten Menge. Helene **B u r g e r** vernahm unter den klatschenden Schlägen der Latten und Gummiknüppel den Befehl: „Kniet nieder, ihr deutschen Huren!" Die zwanzig Frauen fielen auf die Knie „und Bajonette schnitten ihnen die Haare ab". Dann wurde Helene Burger ohnmächtig. Eiskaltes Wasser brachte sie wieder zum Bewußtsein. Um sie herum lagen einige ihrer Leidensgefährtinnen mit erstarrten Gliedern. Totgeprügelt. Weiter ging es durch das blutdürstige Prag. Ein Fußtritt brach Helene Burger zwei Rippen. Wieder verlor sie die Besinnung. Als sie wieder erwachte, blutete ihr Fuß. Man hatte ihr ein vier Zentimeter großes Stück Fleisch herausgeschnitten. Als sie am Abend nach Hause zurückkehrte, kannten ihre Kinder sie nicht mehr. Das Gesicht war mit Blutkrusten bedeckt, die Kleider hingen in blutigen Fetzen an ihrem zerschlagenen Körper herunter. Zwei ihrer Nachbarinnen hatten inzwischen Selbstmord verübt. Eine andere war irrsinnig geworden.

Nach drei Wochen kam Helene Burger in das Lager Habigot. Dort waren 1200 Menschen in vier Baracken untergebracht. Eine tschechische Rot-Kreuz-Schwester sortierte die hübschen und jungen Frauen. Nachts führte sie dann zurückgebliebene russische Soldaten in die Baracken. Manche Frauen wurden bis zu fünfundvierzigmal in einer Nacht vergewaltigt. Hilferufe und Verzweiflungsschreie drangen durch die dünnen Wände. Niemand hörte sie. Am andern Morgen lagen die Frauen apathisch auf dem dreckigen Fußboden, mit abgebissenen Nasen und zerkratzten Gesichtern. Aerztliche Hilfe gab es nicht.

So vegetierte Helene Burger mit 1200 anderen Deutschen dreieinhalb Monate in Habigot. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang schwer arbeitend, ständig mißhandelt und be-

schimpft, ohne nennenswerte Verpflegung, die Kinder ohne Aufsicht und Pflege, die Erwachsenen verlaust und verkrustet in der Nacht den Soldaten ausgeliefert. Die Säuglinge starben. Fast alle Kinder bekamen Rachitis. Nässende Ausschläge, Tuberkulose, Flecktyphus, Blattern, Scharlach, Diphtherie und andere Krankheiten hielten reiche Ernte.

Inzwischen wurde die Fackel des Hasses weiter durch Prag getragen. Alfred Gebauer, noch nicht als Deutscher entdeckt, stand auf dem Hof der Scharnhorstschule, wo weibliche SS-Angestellte ohne Kleider, die ihnen vom Leibe gerissen worden waren, sich in einem Wassertümpel wälzen mußten. Füße und Gewehrkolben traten und schlugen sie bewußtlos. Wenig später beobachtete Gebauer, wie am Stadion auf 5000 SS-Soldaten mit Maschinenpistolen eine Hasenjagd veranstaltet wurde. Einige mußten in die Latrine springen, wo sie dann erschossen wurden.

Zu gleicher Zeit wurde der Ingenieur Franz Resch dem Beerdigungskommando in Prag-Bokowitz zugeteilt. „Ich sah dort, wie Tausende deutscher Soldaten und Zivilisten, Männer und Frauen, darunter Jungen von zehn Jahren, auf die grausamste Weise ermordet wurden. Die meisten wurden erst angeschossen, um sie zu quälen. Ihre zerschlagenen Körper wurden häufig mit Salzsäure eingerieben. Anderen wurden die Ringe von den Fingern gerissen. Erst dann wurden sie erschlagen.

Im Straflager Kladno sah ich später, wie Häftlingen heißer Teer auf die nackten Rücken gestrichen wurde. Anschließend wurden sie verprügelt. Mir selbst wurde bei den täglichen Prügeln die rechte Niere losgeschlagen."

Am 10. Mai wurden in demselben Kladno schwerverwundete deutsche Soldaten verladen. Ein Tscheche verlas einen Aufruf, in dem alle Deutschen als Verbrecher bezeichnet wurden. Erika Grißman, die in seiner Nähe stand, hörte, wie er mit wutverzerrtem Gesicht schrie: „Wenn ihr die Kasernen verlaßt, werdet ihr alles büßen." Und dann verließen sie die Kaserne, vor deren Tor eine johlende Menschenmenge wogte. Handgranaten flogen zwischen die Verwundeten. Nach dem Blutbad ging ein

Polster-Möbel Panniger

QUESADA 3053 T. A. 70 - 8369

E.R.O.S

SCHIFFSKARTEN-
FLUGPASSAGEN
von und nach Europa

DAS BEDEUTENDSTE UNTERNEHMEN IM LIEBESGABENDIENST IN SÜDAMERIKA BIETET IHNEN HÖCHSTE GARANTIE, BESTE AUSWAHL UND SCHNELLSTE LIEFERUNG.

DAS HAUS, DAS SICH DURCH KORREKTE AUSFÜHRUNG AUCH DES KLEINSTEN AUFTRAGES DAS VERTRAUEN DER DEUTSCHEN ERWORBEN HAT.

RECONQUISTA 680 30 weitere Annahmestellen im In- u. Ausland.

tschechischer Priester durch die Reihen und bot die letzte Oelung an. Die Sterbenden winkten mit einer schwachen Handbewegung ab.

Drei Tage später verübten in dem Städtchen Iglau ungefähr 1200 Deutsche Selbstmord. Der größte Teil der übrigen Bevölkerung kam zunächst in das Lager Helmenthal. Der Rest wälzte sich in einem Todesmarsch über die Landstraße nach Tangen, Peitschenhiebe trieben die Alten und Kranken von Kilometerstein zu Kilometerstein. 350 Iglauer erreichten das Ziel nicht mehr.

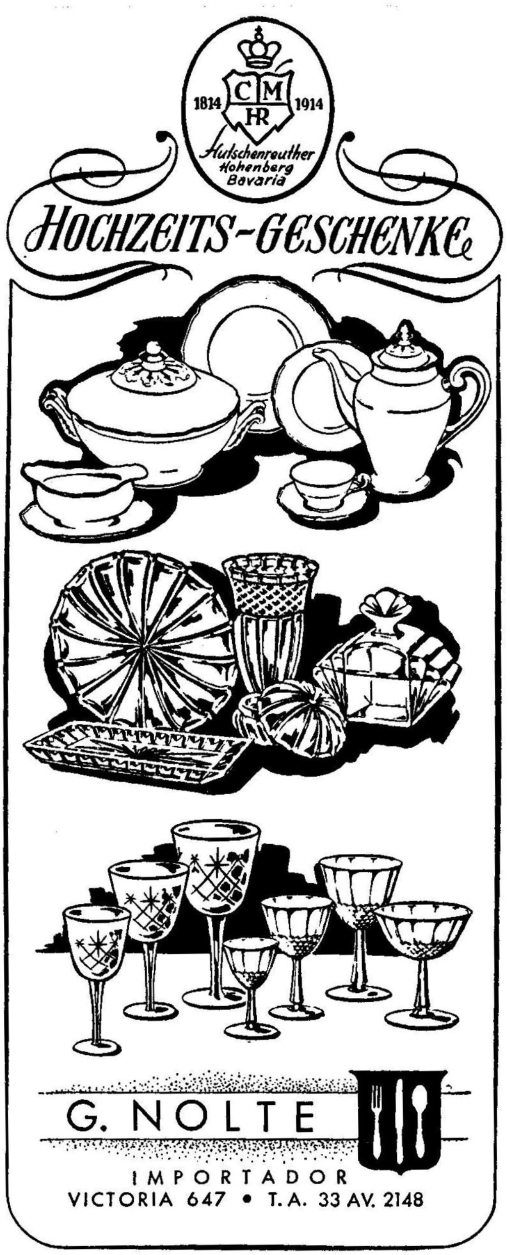
Der Fabrikant Krebs war in Iglau zurückgeblieben. Er wurde im Gerichtsgebäude skalpiert. Am 10. Juli krachten im naheliegenden Ranzenwald 19 Schüsse. 19 Iglauer lagen mit dem Gesicht zur Erde. Darunter der alte Stadtpfarrer Hosik. „Ich kann diese Aussagen beeiden", steht unter diesem Protokoll, das am 2. September 1946 in Augsburg von Franz Kaupil unterzeichnet wurde.

Dreizehn Tage später, am 26. Mai, lag im Gerichtsgebäude von Nikolsburg der Deutsche M. Krebs über einem Stuhl. Fünfzigmal klatschte ein Gummischlauch auf seinen Körper, um ein Geständnis zu erpressen.. Er hatte nichts zu gestehen, als daß er von einer deutschen Mutter geboren war. Nach dieser Tortur mußte er sich entkleiden und wurde in den Hof geschickt, wo 12 bis 15 Tschechen mit Gummiknüppeln, Schläuchen, Stecken und Kabeln bewaffnet, eine Gasse gebildet hatten. Spießrutenlaufen. Die Männer schlugen auf den Magen und die Geschlechtsteile. Krebs brach zusammen. Als die Dämmerung hereinbrach, wurden drei weitere Tschechen auf ihn aufmerksam. Sie schlugen weiter. Wieder Ohnmacht. Eiskaltes Wasser. Wieder Schläge, Schläge ... Die Wunden eiterten vier Monate.

Am 4. Juli 1945 schaufelten Johann Partsch und weitere 24 Häftlinge im Lager Freudenthal unter ständigen Prügeln eine Grube. Dann bildeten sie einen Kreis. Aus einer Baracke wurden 20 halbentkleidete Männer geführt, 10 von ihnen mußten sich vor das Loch knien. 10 Tschechen zogen an dem Abzug ihrer Maschinenpistolen. Die toten Körper fielen in die Grube. Darunter befand sich der des Radiofachmannes Fochler, der als Antifaschist der deutschen Revolutionsgarde angehört hatte. Nach drei Minuten erhob sich aus dem Erdloch ein blutender Körper. Es war Gustav Riedl, im Zivilberuf Totengräber. „Bitte, noch einen Schuß!" flehte er. Wieder klickte der Hahn einer Maschinenpistole. Nach wenigen Minuten erhob sich Riedl abermals. Dritter Schuß. Zitternd umstanden die Männer das Massengrab. Dann wurden sie abgeführt. Noch waren sie nicht an der Reihe. Zwei blieben zurück, um die Grube zu schließen. Schaudernd sahen sie, daß Riedls und einige andere Körper noch zuckten. Die tschechischen Aufseher machten mit ihren Gewehrkolben dem grausigen Spiel ein Ende.

Von Anfang Juni bis zum 16. August war Alfred Kritschker in einem der berüchtigsten Kz's im Hankelager in Mährisch-Ostrau. Dort erhielt er, wie jeder andere, täglich 120 Hiebe. Sechs Leute wurden vor seinen Augen totgeprügelt. Alle Lagerinsassen liefen völlig nackt umher, da ihnen sämtliche Kleidungsstücke bei der Einlieferung abgenommen worden waren.

Im gleichen Lager erzählte eines Abends der Bauer Kritschke aus Klantendorf bei Fullneck seinem Freund Ernst Schorz das Ende seiner Frau, das er mitangesehen hatte. Seine Stimme zitterte, und über das schmutzige, unrasierte Gesicht liefen Tränen, als er, immer leiser werdend, zum Schluß kam: „Sie war im



AGENCIA INTERNACIONAL DE TURISMO
RUFPASSAGEN
PABLO SCHUELER E HIJO

Die von der deutschen Kolonie bevorzugte und am erfolgreichsten arbeitende Organisation für die Erwirkung von Ausreiseerlaubnissen aus Deutschland (alle vier Zonen)

•

RUFPASSAGEN

FÜR FLUGZEUGE UND SCHIFFE

•

AGENCIA INTERNACIONAL DE TURISMO

PABLO SCHUELER É HIJO

Casilla 880

SANTIAGO DE CHILE

achten Monat schwanger und mußte sich nackt an die Wand stellen. Dann schlug man sie mit Knüppeln solange auf den Leib, bis die Frucht abging und sie nicht mehr atmete. Aber noch hatten sie nicht genug. Sie banden meiner Frau Füße und Hände zusammen und zogen sie an der Wand hoch. Dann trennten sie ihr mit dem Messer beide Brüste ab."

..Im September fuhr Resi Passl mit dem Fahrrad von Komotau nach Holtschitz. Ungefähr zwei Kilometer vor Holtschitz trat ein tschechischer Polizist aus dem Straßengraben und zwang sie zum Absteigen. „Papiere!" brüllte er sie an. „Sie sind nicht in Ordnung, kommen Sie mit!" Er trieb sie auf einen Feldweg vor sich her. Plötzlich erhielt sie mehrere Stöße mit der Faust in den Rükken. Sie brach zusammen. Während sie auf den Knien lag, schlug der Gendarm ihr wahllos mit den Fäusten ins Gesicht. Dann warf er sie nieder,biß sie und schrie völlig von Sinnen: „Du deutsche Bestie!" Währenddessen vergewaltigte er sie. Dann befahl er ihr aufzustehen und trieb sie mit Schlägen davon. Er fuhr mit ihrem Fahrrad in die entgegengesetzte Richtung.

Währenddessen lag der katholische Pfarrer F. K. Halm mit 48 amputierten Invaliden auf einer Stube im Konzentrationslager Neu-Rolau und wurde Zeuge, wie der Student Günther aus Gottesgab mit Gummiknüppeln so lange auf seine beiden Beinstümpfe geschlagen wurde, bis das Blut herausspritzte.

LOTHAR KLEIN

Traductor Público Nacional

Vereidigte Uebersetzungen - Fachgerechte technische Uebersetzungen aus allen Kultursprachen - Prompte Erledigung. Beschaffung von legalisierten Urkunden aus Deutschland für Jubilación, Einbürgerung, usw.

AGENCIA "MERCURIO", MORENO 970 4. St.

Dezember. Die Straße nach Prag, auf der Margarete Singbartl mit ihrem dreijährigen, fiebernden Kind ging, war vereist. Das Kind hatte Diphtherie. Zu Tode erschöpft erreichte sie Prag. Sie klopfte an das Krankenhaus Bulowks. „Helfen Sie meinem Kind, es stirbt!" bat sie. Man zuckte die Achseln: „Für Deutsche ist ärztliche Hilfe verboten." Zweieinhalb Stunden stand sie in der Kälte und flehte vergebens jeden vorübergehenden Arzt, Krankenschwester und jede Schwester des Krankenhauses an. Dann war das fiebernde Kind in ihren Armen tot. Der tote Körper blieb im Krankenhaus.

Wir suchen

in Buenos Aires dringend Arbeitsräume im Zentrum, Belgrano oder auch Vororten.

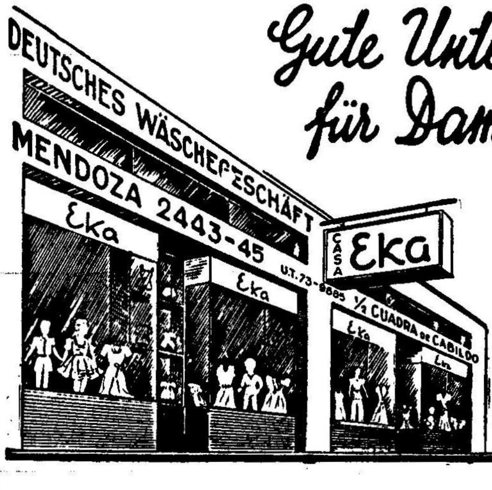
Wer kann uns solche zur Verfügung stellen, suchen helfen oder Hinweise vermitteln?

Wir wären unseren Lesern und Freunden für ihre Hilfe herzlich dankbar.

Verlagsleitung vom Dürer-Verlag
Schriftleitung „Der Weg".

●

Als Sprechstunden des Verlags richteten wir für mündliche Vorsprachen den Dienstag und Freitag nachmittag ein und bitten möglichst um telephonische Anmeldung.



Gute Unterwäsche und Strümpfe für Damen-Herren-Kinder

Baby-Aussteuern

Kinderkleider

GROSSE AUSWAHL,
PREISWERTE, GUTE WARE,
REELLE DEUTSCHE BEDIENUNG

Möbel-Fabrik "Hansa"

SCHLAFZIMMER · ESSZIMMER · POLSTERMÖBEL · PULLMAN-MATRATZEN

Großes Lager an fertigen Möbeln immer preiswert.

GEBRÜDER WEHRENDT

CIUDAD DE LA PAZ 2246—52 T. E. 76 - Belgrano 0229

WERKZEUGE

für Feinmechaniker,
Uhrmacher und
Goldschmiede.
Uhrenersatzteile
Silber in Blechen und
Drähten
SILBERLOTE

60 JAHRE

Casa DILLENIUS

gegründet 1888

Libertad 40 T. E. 38-6074 Buenos Aires

DIE GUTE UHR

UND
REPARATUR
BEIM FACHMANN

BÖSENBERG HNOS

RIVADAVIA 633 T. A. 34-2939

Bernhardt

IMPORT — EXPORT
S. R. L.

•

25 DE MAYO 140

Cas. Correo 4409 T. E. 34-0594

Piano-Akkordions,

Marke „Stradella",
elegant und groß im Ton.
24, 48, 80 und 120 Bässe.

Akkordions 8 und 12 Baß,
dreichörig mit Register
$ 245.— u. 275.—

Auch in Monatsraten
Mundharmonikas
in allen Preislagen

Puppen und
Spielzeug aller Art.

VENZMER

U. T. 37 - 0399 LIMA 169
BUENOS AIRES

Instituto Técnico
Mendoza 2435
Gegründet 1931

Ausbildung von Exschülern, Lehrlingen und Handwerkern zum technischen Zeichner, Werkmeister und Techniker der Bau-, Maschinen-, Elektro-, Wärme-, Schweiß- und Vermessungstechnik. Individueller Unterricht. Sonderkurse. Theoretische und praktische Dreher-Kurse. Alter und Vorbildung einerlei. Eintritt täglich. Ing. G. A. Gebhardt.

DAMEN-HANDTASCHEN
Koffer-Necesaires
Lederartikel jeder Art

ALFRED SAUER

JURAMENTO 2484 T. E. 76 - 0288

Wir stellen fest:

Nachdem jetzt schon vier Jahre lang trotz Ruhens der deutschen Waffen England immer noch Kriegsmaßnahmen gegen das deutsche Volk trifft, erinnern wir an einige Worte aus Winston Churchills Rundfunkansprache vom 1. Oktober 1939: „Der Krieg begann, als Hitler ihn wollte, und er wird erst dann enden, wenn wir davon überzeugt sind, daß Hitler seinen Teil erhalten hat.“ Churchill selbst ließ sich mit aufgesetztem Stahlhelm im Sommer 1945 auf den Trümmern der Reichskanzlei vor Hitlers Todesbunker fotographieren.

Gegen wen also wird der Krieg seitdem fortgeführt? Wer soll „seinen Teil erhalten“?

*

Herr Eastman wurde im Vorsitz des Auswärtigen Ausschusses des Repräsentantenhauses von Herrn Bloom abgelöst.

Herr Eastman stand als Zweiter auf der von Herrn Wischinsky bei der letzten UN-Tagung vorgelegten Liste amerikanischer „Kriegsverbrecher“ (als erster fungierte Foster Dulles). Herr Bloom arbeitete seinerzeit eng zusammen mit den Herren Harry Dexter White, F. D. Roosevelt und Morgenthau.

*

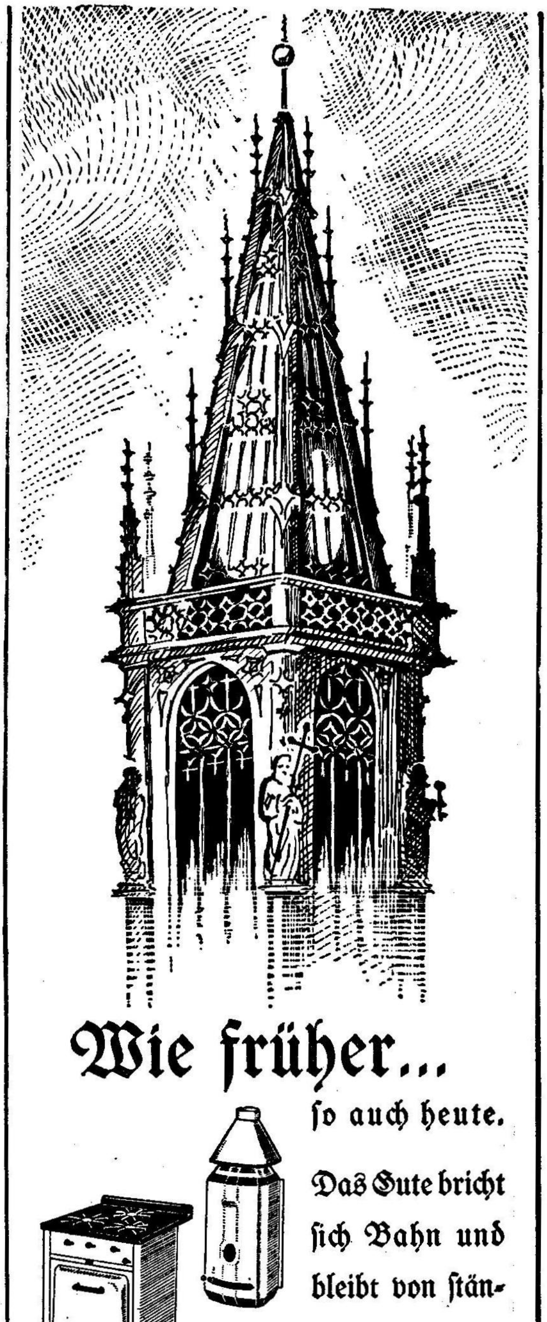
William Lemke, republikanischer Abgeordneter von Norddakota, erklärte in der Dankesbotschaft nach seiner jetzt erfolgten Wiederwahl: „Ich protestiere gegen die Hinrichtungen deutscher und japanischer führender Persönlichkeiten. Einige von ihnen starben, da sie zu viel wußten und man ihnen die Lippen schließen mußte. Vielleicht wird die Geschichte aber dennoch alles das aufdecken, was sie von den schmutzigen Hintergründen des 2. Weltkrieges wußten. Dann wird sich vielleicht zeigen, daß unsere Flügel nicht ganz so weiß waren, wie einige unserer Kriegsverantwortlichen es so gerne haben möchten.“

*

In der in Zofingen (Schweiz) erscheinenden Zeitschrift „Sie und er“ lesen wir in No. 47 vom 19. 11. 48 in dem Artikel „Das Liebesinferno Berlin 48“ von Curt Rieß: „Uebrigens kann nach den Gesetzen der alliierten Behörden Ehebruch, begangen mit einem Angehörigen der Siegermächte, nicht als Scheidungsgrund gelten.“

*

Das Rundschreiben Nr. 10/11 1948 des Landesverbands Hamburgischer Grundeigentümer-Vereine meldet:
„Kaum war von amerikanischer Seite die Aufhebung des Lizenz-Zwanges für die Presse angekündigt, als schon deutsche Stellen nach einem neuen Lizenz-System riefen! Wahrscheinlich arbeitet man im Rahmen unserer Fragebogen-Demokratie schon einen neuen Vordruck aus mit 173 Fragen einschließlich der Frage, unter welchem Unglücksstern der Lizenzanwärter geboren ist!“



★ Steinhauser ★

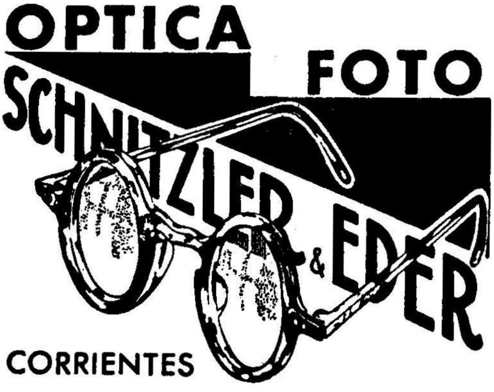
Puppenklinik
SPIELWAREN — PUPPEN
★
CASA SCHILL
TACUARI 469
T. E. 38 - 4374

Casa de la Miel
3 Quad. Est. Beccar C. A.
Gertr. Heim — Pres. Roca 228
Miel pura y sana todo el año. Envases, bot., Frascos 1 kg, ½ kg, latas 5 y 28 kg, latas 800 gr para exportación.
Colmenas "Standard", núcleos, Reinas; "Colmenar": Cañuelas, F. C. Sud

Gute und haltbare Damen- und Kinderunterwäsche von 1—14 Jahren.
Komplette Babyausstattung
Handgearbeitete Schürzen und Decken.
Casa Annamy
MONROE 2495 — T. E. 76 - 5070

Herren- und Damen-Schneiderei
für Mode und Sport
Eleganter Sitz. Reelle Preise.
Garantierte Arbeit.
Franz Koehldorfer
SUCRE 2480 — T. E. 76 - 5767

Schöne Geschenkartikel
Gestickte Blusen, Träger- und Kleider-Schürzen, praktische Handarbeits-Schürzen und Beutel. Schöne Nachthemden, Bettjäckchen, Strümpfe und Unterwäsche für Damen u. Herren. Decken in vielen Größen und aus verschiedenen Stoffen, mit und ohne Servietten. Schöne Babyartikel, vorgezeichnete Handarbeiten und gute Hand- und Geschirr - Tücher empfiehlt das Deutsche
Wäsche- und Handarbeits-Geschäft
Herta Lieberwirth
CABILDO 1519



CORRIENTES
928 — T.A. 35 LIBERTAD 1598

Richard Wagner
Feine Maßschneiderei
Aenderungen — Reinigen — Bügeln
●
TUCUMAN 305 — T. E. 31 Retiro 0715

Deutsche Tienda in Florida
Casa May
Damen-, Herren- und Kinderwäsche, Guardapolvos, Handarbeiten, Geschenkartikel, Kinder- u. Babyartikel
Av. San Martín 1823 -- Florida F. C. C. A.

SEDELMAYR SOCIEDAD DE RESP. LTDA.
Kapital: $ 70.000.—
General-Vertreter für die Cuyo-Provinzen
WAREN - VERTRIEB
SAN RAFAEL (F. C. P.) — Casilla de Correo 30

Den USA-Kongreß-Akten, vom 17. Juli 45, Seite 7721 entnehmen wir: „Die Senatoren Wheeler, McClellan, Maybank und Rivercomb stellten fest, daß der folgende von Senator Eastland von Mississippi in einem Vortrag erwähnte Vorfall den Tatsachen entspricht: Negersoldaten, die die Uniform der Vereinigten Staaten trugen, trieben 2 bis fünftausend weiße Mädchen der besten deutschen Familien in einem Tunnel bei Stuttgart zusammen und vergewaltigten sie ununterbrochen tagelang. Eine Bestrafung erfolgte nicht".

Ganz anders war es in Marokko. Da gab man den landenden Truppen Broschüren mit dem strengen Verbot, Frauen anzutasten: „Your conduct may decide the fate of this campaign", und bestrafte jeden Uebertritt schwer. Aber Europa ist eben nicht Marokko.

*

In Hamburg wurde die Moltkestraße in Bernadottestraße umgetauft.

Eigentlich paßt diese antisemitische Maßnahme gar nicht zu den sonstigen Handlungen der Militärregierung.

*

Deutsche, die aus dem russisch-besetzten Teil des Deutschen Reiches in den amerikanisch besetzten Teil flüchten, werden als ‚illegale Grenzgänger" von deutschen Gerichten in Hof (Bayern) bestraft! Wo gibt es denn dort eine „Grenze"? Wer bezahlt denn diese Polizei und diese Richter? Worauf und von wem wurden sie vereidigt, daß sie so gegen ihr eigenes Volk handeln?

*

In Berlin berauben laufend deutsche Polizisten unter dem Kommando russischer Offiziere Deutsche, die eingekaufte Waren aus dem Ostsektor in die Westsektoren verbringen wollen.

In Düsseldorf ging berittene deutsche Polizei unter dem Kommando britischer Offiziere gegen die Menge vor, die zugunsten des kommunistischen Parteiführers Reimann demonstrierte.

In Oesterreich liegen die Verhältnisse ähnlich.

Deutsche und österreichische Polizisten, besinnt Euch. Es gibt sicher auch noch anständigere Berufe, um in diesen schweren Zeiten sich und die Familie zu ernähren.

Leser aus dem Reich machten uns auf Folgendes aufmerksam:

Alle möglichen und unmöglichen Aufschriften erlebt man heute auf Briefen in das Reich. Nur eine Art der Anschrift aber ist die richtige:

Herrn

N. N.

(14a) STUTTGART

Allgäuer Straße 14
DEUTSCHES REICH
(Amerik. Bes.-Zone)

Alemania

ÄRZTE-TAFEL

Dr. DINKELDEIN
Innere und Hautkrankheiten
Naturheilverfahren - Homöopathie
Sprechstunden von 11—12 und 17—20 Uhr.
MONROE 2689 T. E. 76 - 0038

Prof. Dr. HINZE
Neuzeitliche Zahnbehandlung
Röntgenuntersuchung
Moderner Zahnersatz
ESMERALDA 421 T. E. 31 - 7314

Dr. LEO M. GRIEBEN
Direktor vom Roten Kreuz in San Andrés
Sprechstunden täglich von 15—18 Uhr
MASSINI 335 Villa Ballester F.C.C.A.
T. E. 758 - 0705

Dr. E. C. HOFFMANN-BREUSTEDT
Consultorium: CORDOBA 795
Montag, Mittwoch, Freitag von 15—18 Uhr
T. E. 31 - 2126
Privat: **Olivos, J. B. Alberdi 1801—65.**
T. E. 741 - 2059

Dr. G. A. F. LIENEMANN
Zahnarzt. Röntgenuntersuchung
Villa Ballester: San Lorenzo 50
nur auf telef. Anmeldung 758 - 1246
Vicente López: Ramón Melgar 780
Mittwoch 17-20 Uhr — Samstag 14-17 Uhr.

Dr. PAUL MEHLISCH
Médico Psiquiatra
Innere Medizin, Nerven- und Kinderkrankheiten
Von 14—16 Uhr
CALLAO 1134 T. E. 41 - 2352

Dr. H. MÜNSTER
Sprechstunden: Dienstag u. Donnerstag 15—17.
Sonnabend 16—18 Uhr oder nach Vereinbarung.
CORDOBA 838 VI
Tel. Anmeldung erbeten: T. E. 32 - 0886
Privat: 741 - 5857.

Dr. F. F. HEISECKE
Belgrano, Cabildo 1656 - T. E. 73-6727
von 17—20 Uhr
Martínez, Avda. Santa Fe 2441 - T. E. 742-0313
von 15—16 Uhr

Dr. MAX NEVE
Facharzt für Chirurgie
Montag, Mittwoch, Freitag von 15—17 Uhr.
CORDOBA 838 - T. E. 32 - 0886
Privat: T. E. 41 - 7248

Dr. PEPPERT
von 17—21 Uhr. Innere u. Frauenkrankheiten.
Arzt der Gesellschaft für Naturheilverfahren.
Gerichtsarzt der Fakultät von Buenos Aires.
X - Strahlen.
CABILDO 2412 T. E. 73 - 5441

Dr. FEDERICO E. AUGSPACH
Médico Cirujano
Lunes, Miércoles y Viernes de 14 a 16 hs.
CHILE 1449 - 2.º piso D T. E. 38 - 7419
Privat: T. E. 73 - 8562

Fürs Heim, Büro und Fabrik

Elektrische Wand- und Tischuhren - Aufziehuhren aller Klassen - Kuckucksuhren Reiseuhren - Füllhalter sämtl. Marken.
Spezialitäten in Bürobedarf.
Eigene Reparaturwerkstätte für Füllhalter und Großuhren.

CASA **Stolzenberg**
Cap. $ 75.000 c/l

RECONQUISTA 358 T. A. 31 - 4310

FARMACIA MURRAY
FLORIDA Ecke LAVALLE
U.T. 31-1514 u. 0207, Bs. Aires

PRODUCTOS WESTFALIA
Marca Registrada
JUAN VOM BROCKE
Lavalle 1349 Vicente López F.C.C.A.
T. A. 741-3275
PUMPERNICKEL - VOLLKORN - MALZBROT
sowie alle anderen Sorten Schwarzbrot.

Das deutsche Optik- Foto- und Kinohaus

heisst Guillermo Maubach y Cía.
Sarmiento 381
FOTOKOPIEN VON DOKUMENTEN - EINRAHMEN VON BILDERN

Trude Theiss
In Schweden staatlich geprft.
GYMNASTIK, KRANKENGYMNASTIK UND MASSAGE
★
Auskunft: Dürer-Haus - T. E. 34 - 1687
oder T. E. 73 - 5354

SCHOKOLADE PRALINEN KAKAO
Uhlitzsch
SARMIENTO 501 ECKE SAN MARTIN

★ *Confitería Danubio* ★

(früher Poggensee)

PAMPA 2447 HEIBERGER & SITTNER T. E. 73 - 4025

Eine Neuheit

IN DER ASTROLOGIE, ZODHO GENANNT

★ ★ ★

NÄHERES VOM MARION - VERLAG,
(23) ALHORN/OLDBG., DEUTSCHLAND

MAQUINAS,
ACCESORIOS Y HERRAMIENTAS
NUEVAS Y DE OCASION
para Talleres mecánicos, Herrerías,
Carpinterías, Mueblerías,
Talleres de Galvanoplastia,
Broncerías y Anexos

Máximo Fischer

VENEZUELA 2047 BUENOS AIRES
T. E. 47, Cuyo6560

FIAMBRERIA — QUESERIA
"SAVOY"
Große Auswahl in allen Wurstwaren
und sonstigen Spezialitäten vom Rost.
Prima Weine.
PAMPA 2518 T. E. 73 - 5303

Rodolfo Müller
POLSTERMÖBEL
NEUANFERTIGUNGEN
UMARBEITUNGEN
ROCAMORA 4355 BUENOS AIRES
T. E. 79 - Gomez - 1179

LIBRERIA — PAPELERIA
"FISCHER"
LEIHBIBLIOTHEK — SCHULARTIKEL
PAMPA 2310 T. E. 76 - 2685

RESTAURANT Y CERVECERIA
Central-Halle
Gute bürgerliche Küche.
ff. Quilmesschoppen $ 0.45. Kompl. Essen $ 1.60
Spezialität: Sandwiches. Solide Preise.
PASEO COLON 1064 T. E. 33 - 3683

Dr. W. RÖHMER
früherer Chefarzt und Chirurg des Dt. Hospitals.
Langj. Assistent deutscher Universitätskliniken.
Innere Medizin, Chirurgie, Frauenkrankheiten,
Geburtshilfe, Röntgen, Diathermie.
CORDOBA 785 - T. E. 31 - 0277
Täglich 15—17 Uhr außer Mittwoch
Wohnung: Vicente López FCCA.
Av. San Martín 1306
Sprechstunden in der Wohnung morgens
nach telef. Verabredung 741 - 4476

José Thenée
Hierros forjados
15 GRANDES PREMIOS
EXPOSICION DE 30.000 MODELOS
Belgrano 774

WIENER RADIOTECHNIKER
PAMPA 2374 T. E. 76 - 0020 CHILE 619

Radios

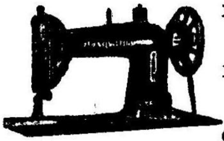
Schallplatten - Elektrizität

Pelzhaus Zechner

Großes Lager von erstkl. Pelzwaren

CARLOS PELLEGRINI 1144
T. E. Juncal 44 - 5302

Nähmaschinen - Schreibmaschinen



Radios, Fahrräder, Motore
CREDITOS
Eig. Reparaturwerkstätte.

E. PIEPENBRINK
Cabildo 2606 T.E. 73-5061

Artículos finos de cuero

CARLOS FIRNSCHROTT
PAMPA 2428 T. E. 73 PAMPA 5179

ALLES FÜR DEN SPORT
bei
ALAS - SPORT

Auch Paket-Versand E.R.O.S.
Agentur Nr. 1
SARMIENTO 521 T. E. 31 - 3313

Cafés "Santos"

Tägliche Röstung, Tees, Yerbas,
Schokoladen und Bombons
CARLOS JOPPICH
Alvear 126 — T. T. Martínez 1461
Martínez F. C. C. A.

Chic de Viena

GROSSES LAGER
in gemusterten Seiden, importierten, farbechten Waschstoffen. - Hemden aus feinstem Poplin. Pijamas - Unterwäsche für Damen und Herren. Sporthosen. - Anzüge feinster Konfektion.
VICENTE LOPEZ 141 - VILLA BALLESTER
T. E. 758 - 0466

SPIELWAREN
Die größte Auswahl am Platze
TERESE H. DE SELBACH

Juguetería GERMANIA
Santa Fé 2419
Tel. 44 - 4247

Juguetería ZEPPELIN
Santa Fé 1412
Tel. 44 - 2369

Beziehen Sie die Wochenzeitschrift
"Cóndor"
das Gemeinschaftsblatt der Deutschen in Chile
Casilla 3214 Santiago de Chile
Vertreter in Argentinien:
Walter Wilkening, Congreso 2825, Buenos Aires

AUTO - REPARATUR - WERKSTATT
FEDERICO MÜLLER
AVENIDA VERTIZ 696 T. E. 76 - 2646 y 2335
MERCEDES BENZ-KUNDENDIENST
Garantiert sorgfältigste Ausführung jeder Art Reparaturen von Autos aller Marken durch bestgeschulte Fachleute
Gewissenhafte Bedienung. Ersatzteile für alle Marken. Mäßige Preise
Kauf und Verkauf von gebrauchten Wagen zu günstigen Bedingungen.

★ *Confitería Viegener Otto* ★

CRAMER 2499 T. A. 76-2532

Uhren - Schmuck - Geschenkartikel

BESTE AUSWAHL IN ARMBANDUHREN
UND WECKERN ALLER MARKEN

Trauringe - Solitäre - Ringe - Broschen - Anhänger mit echten Farbsteinen - Silberschmuck

Reparaturen und Umarbeitungen
TAFELGERÄT Silber 900 und versilbert

KARL H. SCHROER MONROE 2879 BUENOS AIRES

Hotel-Pension „Juramento"

ARMINO SCHÄFER

Schön möblierte Zimmer
Erstklassige Verpflegung

JURAMENTO 3129 - BELGRANO R
T. E. 76-1614

Verhüten Sie Haarausfall und Schuppenbildung!
LOCION CAPILAR

CARLOS MAYR

soll in keinem Haushalt fehlen.
HAARPFLEGEND UND WURZELSTÄRKEND.

Zu haben bei:
Farmacia Franco Inglesa und Murray; Venzmer - Cabildo 1855; Carlos Mayr - Córdoba 859.

LEIPZIG

Pelzhaus W. Rolle

DEUTSCHER KÜRSCHNERMEISTER

●

T. E. 73 Pampa 6790
PINO 2408 (Virrey del Pino)

Erica

GESCHENKARTIKEL
SCHÖNE SCHÜRZEN
DAMENBLUSEN
KINDERKLEIDER
UNTERWÄSCHE

Avda. San Martn 2671 — Florida, F. C. C. A.

Restaurant und Bar

A · B · C

Gut bürgerliche Küche — Zivile Preise

LAVALLE 545 T. E. 31-3292

E S T U D I O
SCHENZLE-VIANO
Contadores Públicos Nacionales

Bücher- und Bilanzrevisionen, Buchhaltungs-Organisationen - Gründungen von Handelsfirmen - Steuerberatungen.

DIAGONAL R. S. PEÑA 720, 4.° piso D
T. E. 34-5885 und 33-0341

Charvel

Mendoza 2378
Fast Ecke Cabildo - Tel. 73-0799

Geschmackvolle Geschenke

HANDGEARBEITETE SILBERSACHEN

/

KRISTALL — KERAMIK
PORZELLAN

ASMYNA

LIEBESGABENPAKETE

★

immer erwünscht
und
eine große Hilfe
in der Heimat.

Zentrale: Tacuari 431 Tel.: 38 - 5220

VERTRETER UND PREISE

Der Weg ist erhältlich:
IN BUENOS AIRES UND VORORTEN:
in den deutschen Buchhandlungen und bei den Vertretern.

IM INNERN ARGENTINIENS:

Bariloche: Fotografía Fritz y Franz, F. P. Moreno 41

Charata: Carlos Buck, Casilla 43

Córdoba: G. Günzel, 12 de Octubre 2605

Eldorado: Thomas Kopp, Casilla 4

Mendoza: P. Buhmann, San Juan 1120

Monte Carlo: Jacobo Ranger

Oberá: Leo Baselides

Río Negro: G. B. de Bohnert, General Roca, Neuquén 574

Rosario: M. Eggendorfer, Santa Fe 2251

Villa Gral. Belgrano: F. Seyfarth

Preise:

Einzelheft: m$n 2.—

Märzheft im Einzelbezug und Ergänzungshefte April, Mai, Juni m$n 3.—. ½ Jahr m$n 12.—, 1 Jahr m$n 22.—.

Alle Geldüberweisungen auf Order „Dürer SRL".

o Preis des Einzelheftes.

oo Preis des Märzheftes 49 und der Ergänzungshefte April, Mai und Juni.

ooo Preis des Jahresabonnements (Semesterbezug möglich. Bitte mit den Vertretern zu regeln).

VERTRETER IN ANDEREN LÄNDERN.

		Preise o	oo	ooo
Bolivien: Wolf Albrecht, La Paz, Casilla 605	m$n	2.—	3.—	22.—
Brasilien: ausführl. Vertreter-Verzeichnis auf der Bestellkarte Februarheft 49	Cr. $	11.—	18.—	120.—
Chile: Eduardo Albers, Santiago, Casilla 9763	Chil. $	25.—	36.—	270.—
Dänemark: Rasmussen & Worch, Graasten, Jernbanegade 1; Nis Jensen, Haderslev, Norregade 7	dkr	2.50	3.50	27.50
Deutsches Reich: Paul W. Decker, 13b München 19, Postfach 81	DM	2.50	3.50	27.50
Italien und Südtirol: ATHESIA, Meran, Berglauben 62	Lire	250.—	350.—	2700.—
Kanada: A.Wanner, 425 Hamilton Str., Vancouver B. C.	U$S	0.50	0.75	5.50
Oesterreich: Volkmar Fromm, Salzburg, Faberstr. 15	Sch.	4.—	4.50	44.—
Mittel-Europäischer Pressedienst Graz, Hauptplatz 10				
Paraguay: Hellmuth Thiede, Asunción, 25 de Mayo 1060	m$n	2.—	3.—	22.—
Perú: Horst Dickudt, Lima, Cas. 1981	m$n	2.—	3.—	22.—
Schweden: Alexander-Verlag, Stockholm, Birger Jarlsgatan 41 A	skr	2.—	3.—	22.—
Schweiz: K. R. Emmel, Basel 10, Postfach 139	sfrs	2.—	3.—	22.—
Spanien: Editorial "Herder", Barcelona, Calle de Balmes 25	Pes.	8.—	12.—	88.—
Syrien: Hans Joachim Renner, Damas, Poste restante	m$n	2.50	3.50	27.50
Uruguay: Librería "Humanitas", Montevideo, Colonia 960	m$n	2.—	3.—	22.—
USA: The International News Comp. 13, 131 Varick Street	U$S	0.50	0.75	5.50
Mrs. Maria Weber, Los Angeles, 1562, W 49 Street California				
Josef Totzauer, Ridgewood, N. J., Godwin Avenue				
Venezuela: Tipografía "América", Caracas, Monroy a Pte. Victoria 42	U$S	0.50	0.75	5.50

Hauptschriftleiter: Eberhard Fritsch. **Schriftleiter:** Gustav Friedl. - **Im Dürer-Verlag, Bs. Aires. Schriftleitung:** Casilla Correo 2398. Sarmiento 542, T. E. 34 - 1687. **Anzeigen-Annahme:** H. Müller, T. E. 32 - 2941. - **Druck:** Imprenta Mercur, Rioja 674. Sämtliche in Buenos Aires. Das Titelbild ist ein Holzschnitt von Rudolf Warnecke, Dinkelsbühl, November 1948. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Der Weg erscheint am 5. jeden Monats. - Impreso en Argentina. Printed in Argentine.

Optica - Cine - Foto
Fundada en 1933 RICARDO DAUER
ANTEOJOS PERFECTOS
Av. Corrientes 224
T. E. 31 - 2347 BUENOS AIRES

Für die deutschsprechende Kolonie
empfehle ich Ihnen den bestbekannten
Herren- und Damen-Frisiersalon
KÖRNER
Für gute, saubere und aufmerksame Bedienung bürgt die seit 1911 bestehende Firma
25 DE MAYO 438 T. E. 31, Retiro 2384

Casa Marta
PUEYRREDON 1349 T. E. 44 - 1393
PEINADOS - TINTURAS
OND. PERMANENTES

Hohmann gibt den Ton an
in Herrenkleidung nach Maß
und Fertigkleidung
Deutsche Maßschneiderei
STANFORD
687 - LAVALLE - 691
T. E. 31 - 6575

Restaurant "Adler"
Vorzügliche Küche
Gepflegter Bierausschank
CABILDO 792 T. E. 73 - 4878

MEYBOHM'S KAFFEE
„ICAVI"
täglich frisch geröstet
Tee — Kakao — Yerba — Mate
ACEVEDO 1735 BUENOS AIRES
T. E. 71 Palermo 9669

Casa „Mi Bebé"
Baby-Artikel - Handarbeitsgeschäft
Geschenk- und Spielsachen — Puppen
Independencia 145 - Villa Ballester
T. E. 758 - 1053

Zwieback "Hogar"
auch Versand ins Innere
Postpakete zu $ 15.20 und 28.45 frei Haus.
Per Nachnahme 70 centavos mehr.
JORGE SCHMITT E HIJOS
Blanco Encalada 4405 T. E. 51 - 0382

FIAMBRERIA — ROTISERIA
Bückle
Reiche Auswahl in Wurst- und Räucherwaren.
Delikatessen und Getränke.
Spezial-Platten auf Bestellung.
Avda. MAIPU 1468 Vic. López F.C.C.A.
T. E. 741 - 5691

DEUTSCHE MASS-SCHNEIDEREI
Hermann Mielke
BOLIVAR 1063 T. E. 34 - 0872

Schneidermeister
Juan Pipsky
Viamonte 712, 1. Stock T. E. 31 - 0140
Gute Ausführung aller Maßarbeiten unter Garantie. — Zahlungserleichterungen. — Umarbeitungen. — Chemische Reinigung.

Entners Stickerei-Schablonen
Vordruckfarben und Stechapparate bieten Ihnen überall lohnende Einnahmen.
Näheres: Editorial de Dibujos perforados Entner
PERU 655 BUENOS AIRES

Ofen-Jäger

Reiche Auswahl in Oefen,
Herden, Calefons, Supergas

Av. DEL TEJAR 4026 T. E. 70 - 9019
½ Quader Station L. M. Saavedra

Betty Damenschneider und -schneiderin

Große Auswahl in import. u. nationalen Stoffen.
Verarbeitungen und allgemeine Umarbeitungen.
Herrenanzüge werden in Damenkostüme umgearb.

GUSTAV STERBLING
ECHEVERRIA 2359 U. T. 76 - 7218

Taller "Belgrano"
Pablo Lemke

Autoreparaturen - Tapezieren - Lackieren
An- und Verkauf von Automobilen

MONROE 2681 T. E. 76 - 0086

BONCAFE

Kaffees — Tees : : G. Friebel

Koffeinfreier Kaffee "FANAL"
schont Herz und Nerven!

Lieferung ins Haus
CABILDO 1745 — T. E. 73-2006

Expreso "Condor"

Deutsches Fuhrgeschäft
OTTO SCHLÜTER

Umzüge, Transporte jeder Art
CONESA 3062 — T. E. 70 Nuñez 7406

H. G. Gloger

VERSICHERUNGEN

Diagonal Norte 885 (entrepiso)
T. E. 34 - 5601—2

RESTAURANT-KONDITOREI
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

HOTEL ADAM

direkt am Bahnhof Retiro!

Cervecería „Adlerhorst"

VOLLSTÄNDIG RENOVIERTES LOKAL

RIVADAVIA 3768 T. E. 62 - 3827
Subterraneo Höhe Medrano

Lesen Sie täglich die

„Freie Presse"

die führende deutsche Zeitung im Ausland

VIAMONTE 369 BUENOS AIRES